Heft 1 Januar 1988 6,- DM C 4143 E

Konkret

Politik & Kultur

- Kroetz, Musenficker
- Rote Zora zündelt nicht
- Heidegger, der SA-Philosoph
- Liebeskummer mit Gorbatschow
- Grünkohl mit Pinkeln
- Der Streit:

Zwillen, Haßkappen, Militanz und linke Abrüstung

in konkret Januar 1988

von konkret

an konkret

Zur Feier einer Niederlage von Hermann L. Gremliza

Porno, die linke Freiheit von Jan Philipp Reemtsma

Warum »Emma« mit ihrer Kampagne gegen Pornografie recht hat, läßt sich besonders gut erkennen, wenn man die Texte ihrer linken und liberalen Kritiker liest

Die Rote Zora zündelt nicht von Oliver Tolmein

Das Porträt der weiblichen Stadtguerilla legt die vom Autor nicht gestellte Frage nahe, warum denn Frauen, die zur Militanz bereit sind, ausgerechnet und immer nur in die Bundeswehr wollen. Es gibt eine Alternative

Frustrierte Vorlust von Georg Fülberth

Am Bildschirm sah es so aus, als sei die ganze Welt ein einziger Gorbi-Fanclub geworden. Was versprechen sich die Werbefritzen des Kapitals von diesem Generalsekretär des ZK der KPdSU?

Ökonomie der »Endlösung« von Otto Köhler

Tucholsky und seinesgleichen haben mit Hilfe des Archipel Gulag Auschwitz verursacht, die asiatische Tat So etwas lehrt – unter mächtigem Beifall – der bundesdeutsche Geschichtsbewältiger Ernst Nolte (KONKRET 12/87) Andere Historiker, die nicht rechtsradikal sind, wollen Auschwitz in einem Niemandsland des Verstehens ansiedeln, im schwarzen Kasten des Erklärens Doch die volloutomatisierte Menschenvernichtung hatte einen erklärbaren wirtschaftlichen Sinn.

Die grüne Lebenslüge von Jürgen Reents

Auf dem »grünen Krisengipfel« am 12. Dezember legten die Hamburger GALier Jürgen Reents und Michael Stamm ein Diskussionspapier vor, das Reents für KONKRET zusammengefaßt hat.

London Connection von Jerry Sommer

In London flog ein Komplott zur Entführung hochrangiger ANC-Mitglieder auf. Kaum gefaßt, wurden die Täter wieder freigelassen. Zu brisant ist den britischen Behörden, was ein Prozeß zu Tage gefördert hatte.

Reisen bildet von Walter Boehlich

Bismarcks »Gedanken und Erinnerungen« sind ein beträchtliches Stück Literatur. Jetzt hat der Eiserne Kanzler Nr. 2 seine Erinnerungen und Gedanken aufgeschrieben: trostlose Aufzählungen eines Renommierhansels.

Stürmt die Fluchtburgen von Winfried Wolf

Aufgebrachte Stahlarbeiter nahmen das kalte Vorstands-Buffet und die Krupp-Villa Hügel im Sturm. Das Stahl-Kapital ist auf der gut geplanten Flucht.

Nachrichten

Zwille sein Milieu von Andreas Herzau

Autonom – wer sich so nennt, will sich und andere glauben machen, es könne ein richtiges Leben im falschen, Räume totaler Freiheit in der Klassengesellschaft geben. Ein folgenreicher Irrtum

Buch des Monats: Hafenstraße, Gassergasse von Michael Scharang

Michael Herrmann/Hans-Joachim Lenger/Jan Philipp Reemtsma/Karl Heinz Roth: Hafenstraße. Chronik eines Konflikts, Verlag am Galgenberg/ Hamburger Rundschau, 258 Seiten, 16 Mark

Konkret-Streitgespräch»Abrüstung von unten«? von Alexander Schubart; Thomas Ebermann; Michael Stamm; Hermann L. Gremliza; Fritz und Andreas

Zur Diskussion in der KONKRET-Redaktion: Alexander Schubart ("Aschu"), einst Organisator des Startbahn-Widerstands; Thomas Ebermann ("Langer"), grünes MdB; Michael Stamm, GAL Hamburg, kein Flügel); Fritz und Andreas, zwei Hamburger Autonome, die nur für sich sprechen; Hermann L. Gremliza als Fragesteller

Mythos als Realpolitik von Wolfgang Pohrt

Wer sich von Helmut Kohl erzählen ließe, was dieser in China erlebt hat, erführe nichts über Peking und alles über Oggersheim. Nicht anders geht es einem mit den Rückblicken des linken Kulturbetriebs auf das Jahr 1968

Der Musenficker von Wolfgang Schneider

»Ich weiß, (...) daß ich an der menschlichen Kultur arbeite, an der jahrtausendelangen, daß ich auf der Seite der Schönheit, der Wahrheit, des Friedens und der Harmonie arbeite«.Franz Xaver Kroetz, Tagebuch, 4.9.83

Der Sittenfuchs von F. W. Bernstein

Eine biografische Moritat

Piwitts kleines Feuilleton von Hermann Peter Piwitt

Parteigenosse Nummer 312 589, Gau Baden von Eva Groepler

Eine neue Untersuchung bestätigt eine alte Gewißheit: Martin Heidegger, Übervater nicht nur der französischen Neuen Denkerschule, war ein Nazi – nicht nur praktisch, sondern auch philosophisch

Der obszöne Blick von Matthias Brandes

Horst Janssen, der große Zeichner und bissige Querbeet-Philosoph, hat ein autobiographisches Buch geschrieben, voll von »Information und Tratsch, philosophierender Gedankelei und kaschierten Moralitäten, erinnerten Zärtlichkeiten«

ich habe gelesen von Eckhard Henscheid

Wejn ajn Keleff schluf, loss ihm schlufen von Michel R. Lang

Auf der Suche nach Spuren seiner Familie findet ein Jude im Hamburg des Jahres 1987: Einen Filmregisseur, Steinchen auf Gräbern, eine Deportationsliste, ein »Judenhaus« und darin zwei Zeitzeugen, die sich (nicht) gewaschen haben

Überhaufen von Diedrich Diederichsen

Der Abend, an dem Klaus Bresser ein total überflüssiges Streitgespräch zwischen Egon Bahr und Franz Josef Strauß nicht moderieren durfte und was vorher und nachher sonst noch so passierte und nicht passierte

Triumph des Willens II von Dietrich Kuhlbrodt

Der deutsche Jungfilm findet auf seine alten Tage den Anschluß an die Vergangenheit; Werner Herzog an Leni Riefenstahl. "Cobra Verde" - ein Film von deutscher Herrenart

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 01/88, S. 4

von konkret

Auf ein Neues: Konkret 1988 ist nicht das beste Persil, das es je gab. Nicht mehr dabei sind (mangels Finanzmasse) Michael Kunitzsch und Bernhard Schneidewind. Verantwortlicher Redakteur ist (wieder) H. L. Gremliza. Alles weitere steht im Impressum sowie auf den Seiten I bis 76.

Der Magazin-Teil entfällt. An seiner Stelle steht in der Heftmitte der KONKRET-Streit: Diskussion eines aktuellen Themas, nicht unterbrochen von Sätzen wie »Wir können das hier nicht vertiefen« und »Das würde hier zu weit führen«. Am Streit über die »innerlinke Abrüstungsdebatte« sollten auch ein Bewohner der Hafenstraße und die Hamburger Bürgerschaftsabgeordnete Thea Bock (GAL, Realo-Flügel) teilnehmen. Die Hafenstraße sagte – nach Plenums-Beschluß – ab, Thea Bock sagte zu, kam aber nicht.

Vor elf Jahren Titelgeschichte in KONKRET 12/76 über die Zerstörung der Ozon-Schicht durch Treibgase aus Spray-Dosen. Damals wollte kein Schwein was davon wissen. Inzwischen ist das Ozon-Loch groß genug für eine Titelgeschichte im »Spiegel« (30. November 87).

Im NDR, einer Anstalt nicht nur des öffentlichen Rechts, erging ein Anzeigen-Boykott-Aufruf:

Der große Kiepenheuer und Witsch Verlag hat zu der Affäre um seinen Autor Wallraff nicht nur geschwiegen, sondern auch noch in der letzten KONKRET-Nummer, jener Zeitschrift also, die ja zur Wallraff-Hatz geblasen hatte, eine ganzseitige Anzeige zu einem Wallraff-Buch drucken lassen, wie zum Hohn. Aber es war wohl nur Gedankenlosigkeit und mangelnde Sensibilität. Inzwischen hat auch *Kiepenheuer und Witsch die Beziehungen zum KONKRET-Verlag abgebrochen.*

Die Impertinenz hat einen Namen: Annemarie Stoltenberg heißt das Herzchen. Vielleicht macht die Intendanz ihre Angestellte einmal auf die Grenzen journalistischer Dreistigkeit aufmerksam, damit die Herren Staeck und Alt wieder eine Solidaritätsadresse auflegen können.

Vor vier Jahren: Dem KONKRET-Heft 9/83 lag eine Zimmermann-Maske bei, wg. Vermummung. Auch dieses Thema ist nun reif, und so kündigt wiederum der »Spiegel« (7. Dezember 1987) ein Gespräch mit dem Innenminister über das geplante Vermummungsverbot mit einem Bild an, auf dem Zimmermann die Zimmermann-Maske vors Gesicht hält. Bildunterschrift: »Zimmermann mit Maske«. Ende.

Die KONKRET-Kolumne »Startbahn Hafenstraße« wurde in der »Hamburger Rundschau« abgedruckt. Eine Woche später ein Leserbrief dazu:

Aus dem Artikel von H. Gremliza spricht nicht nur Unfähigkeit, sich emotional auf andere (z. B. Antje Vollmer) einzulassen ...

Gnadengesuch: Es wird herzlich gebeten, keine weiteren Leserbriefe zum Fall W. zu schicken. Alles ist gesagt, so oder so. Ein sehr kluges Schlußwort hat Thomas Neumann gesprochen (»Düsseldorfer Debatte« 12/87, bitte dort nachlesen).

Wenn aber, wie der Dichter sagt, *die Folter freiwillig weitergeht,* erscheint im Frühjahr doch noch das zweibändige Werk: »Der Fall W.«, Dokumente und Ansichten, ca. 600 Seiten, Solidaritätspreis 39 Mark.

Konkret 01/88, S. 6

an konkret

Inhuman

KONKRET 12/87: »Startbahn Hafenstraße« von Hermann L. Gremliza

Inhumaneres als Ihren Kommentar »Startbahn Hafenstraße« in Heft 12 habe ich seit den Nazis nirgendwo gelesen.

Wolfgang Ebert, München

Hermann Gremliza kann kein Grund sein, KONKRET nicht mehr zu lesen. Sein neuester Kommentar ist vielmehr Anlaß, KONKRET mehr als je zuvor zu empfehlen, zu verschenken.

Klaus Weber, Kolbermoor

Reaktionen

KONKRET 11/87: Der Fall Wallraff

Waren die ersten Leserbriefe in Heft 11/87 noch zu entschuldigen, so gerieten sie im Dezemberheft zu Armutszeugnissen. Zu jedem Vorwurf findet sich in den kritischen Texten eine entsprechende Antwort – das Schwarze sind die Buchstaben!

Karl- Wilhelm Böttcher, Liebenburg

»Ein böses Wort zur falschen Zeit – und die Revolution ist verraten oder die Gestapo kommt.« Manchmal versteht man zu spät, spät vielleicht. Rechnet einer mit sich selbst ab, wird es Zeit mitzurechnen. Mit sich selbst. Unser schmieriges Blatt stand bisher unerbittlich unter dem Einfluß der solidarischen Kritik. Die Kritiklosigkeit der Linken mit ihren Vorarbeitern (Ganz unten), die Identifikation mit den leidenden Aktionisten ist mit Sicherheit Grund für einen Teil linker Trägheit. Eine andere bleierne Zeit.

Die Unterzeichner verpflichten sich mit sofortiger Wirkung, nie wieder solidarische Kritik zu üben und weiterhin niemals eine einzige Zeile für die Fa. Wallraff zu schreiben.

Hilmar Höhn, Darmstadt; Andreas Günter, Worms; Thomas Hilsheimer, Hofheim; RüdigerErdelmeier, Worms;Stefan Kohlmeister, Worms

Herr Wallraff ist wahnsinnig beneidenswert. Es wird noch nicht einmal ein reeller Mord-Versuch an ihm probiert, sondern nur ein angeblicher »Ruf-Mord« – und schon geht ein Sturm der Entrüstung durch die Nation. Gerüstet wird gegen einen Nestbeschmutzer, der sich nicht mehr so recht wohlfühlt – in dem Nest und der es deshalb wagte, sich einer Selbstkritik zu unterziehen und seine eigene (schreibende) Zunft zu beleidigen (seinen eigenen käuflichen Geist damit auch)..Gremliza als Pornograph der Literateusen stellte auch ihr Elend dar: der Schreiber als Ware mit libidinösen Beziehungen zu seiner Schreibmaschine vor einem un(tinten)befleckten Blatt Papier, um verzweifelt die Ware Wort zu materialisieren. Welche Qual! Welch geistiges Elend!

Dies wurde durch die Pressemitteilung »Solidarität mit Günter Wallraff« nicht nur bestätigt, sondern noch übertroffen. Herr Wallraff tut sein übriges, seine Apologeten und die Gemeinde bei Laune zu halten und versprach ihnen in der Peep-Show »Leute« am 13.11. seinen Märtyrertod gerade vorzubereiten. Lächerlich: denn alle wissen, daß es diesmal bestimmt nicht klappt, weil er selbst *unverwechselbar* darüber schreiben muß. Daß er dies tatsächlich kann, will er in seinem Eifer der Verteidigung der Literatur nun beweisen, wird er doch gerade von seinen Trägern als Held aufgebaut. Er wird mit Tinte nur so um sich klecksen und graphologische Gutachten anfertigen, denn sonst würde er ja seine Existenz gefährden.

Seine sozialkitschige Existenz (und die seiner Zunft) nährt sich aus der Hoffnung, daß »wir« weiterhin Analphabetinnen bleiben, um nur nicht auf die Idee zu kommen, ihm in der Beschreibung unseres Alltags (worin übrigens jeden Tag aufs neue der be-RUFs-risiko-mäßige Mord lauert und der Ruf-Mord zum Geschäft gehört) Konkurrenz zu machen. In meinem Job jedenfalls brauche ich Herrn Wallraff nicht zu fürchten: Ich gehe reell auf den Strich und arbeite als Prostituierte (Hure, Nutte). Ich bin beladen mit dem Neid einer Frau, an der jeden Tag Ruf-Mord versucht wird, und die kein Unterschriftenkartell hinter sich hat.

Angelika Gödde, Nutten u. Nüttchen e. V., Berlin

Ich lese KONKRET seit es KONKRET gibt; aber ich darf mich in aller Bescheidenheit rühmen, noch keinen »Wallraff« gelesen zu haben. Nicht jetzt allein wegen Wallraff, sondern wegen der Funktion der realistischen Aufdeckungsliteratur überhaupt. Aber der bürgerliche Linke braucht sie ebenso dringend wie der Alkoholiker seinen Schnaps oder der Rentner seine Bild-Zeitung. Der bürgerliche Linke braucht periodisch seinen Wutanfall über die Verkommenheit der Verhältnisse; dann fühlt er sich wieder wohl wie etwa das Baby, dem nach der Mahlzeit der Rülpser gelungen ist.

Roland Klee Heidelberg

Wenn das gesamte, Reputation erheischende, Bürgertum aufschreit: Das tut man nicht, muß es gut gewesen sein. Dies, Hermann L. Gremliza, sei dir geschrieben (selbst verfaßt): die Statuten des hiesigen Kulturbetriebs verbieten es, einen Esel Langohr zu nennen.

Eva Weickart, Mainz Kastel

Matthias Meyers, Mainz

Volltreffer! Aufgabe des Intellektuellen ist es, die Wahrheit zu sagen. Gremlizas Polemik gegen Wallraff hat damit ihren eigentlichen Empfänger erreicht: Die Linke. Die Linke begnügte sich aber nicht mit Gremlizas Zustandsbeschreibung; nein, man setzte mit einem Solidaritäts-Distanzierungs-Brimborium noch eins drauf, was letztlich Gremlizas Leistung – ungewollt – krönte.

Thomas Mrazek, Ostfildern

Da hat es also Abo-Abbestellungen gehagelt. Das war vorauszusehen gewesen. Aber nicht nur deswegen hätte ich Dir abgeraten von Deiner Pauschalverurteilung Wallraffs, hätte ich Gelegenheit dazu gehabt. Es hätte genügt, dessen Anteil, bzw. Nicht-Anteil an seinem Werk zu beschreiben. Und daran zu erinnern, wozu 'Ganz unten' den Millionen Lesern gut war: nämlich sich durch den Kauf des Buches das Gewissen zu erleichtern gegenüber den armen Onkel Ali's, die bei uns vorm Schmelzofen stehen müssen; eine Rezeption, an der das Buch selbst ja nun weiß Gott auch nicht ganz unschuldig war. Gut, Harriett Beecher-Stowe hat seinerzeit dazu beigetragen, daß aus schwarzen Agrarsklaven des amerikanischen Südens Industriesklaven des Nordens werden konnten. Aber darf man 'Onkel Tom's Hütte' – und also auch Wallraffs moderne Version davon – darum nicht einen leidlichen Schmäh nennen? Du hast nun für Dich endgültig die Spreu vom Weizen getrennt; denn wie sonst sind diese 'Linken' zu nennen, die die Zeitung wegen einer Tollkühnheit des Herausgebers abbestellen; aber ihre 'Zeit' weiterkaufen und ihre Fernsehgebühren wie bisher bezahlen? Spreu. Sie haben nur wahrgemacht, was sie schon immer vorhatten, nämlich sich von einer Vergangenheit zu lösen, in der sie doch auch einmal bis zur Tollheit gründlich hatten sein wollen. Und das hat ja auch sein Gutes: kenntlich wird, wie 'stark' die Linke im Land wirklich ist.

Hermann P. Piwitt, Hamburg

Gäbe es ein gerechtes Verfahren für H. L. Gremliza, müßte ein Zeuge nachprüfbar zu Protokoll geben, er habe durch ein Wallraff-Buch etwas erfahren, was er vorher nicht wußte und was ihn zu neuen politischen Schlüssen veranlaßt habe. Keine der bisherigen Einlassungen von Zeugen der Anklage enthält im Kern ein solches Statement. Gelernt haben immer nur die anderen, vorzugsweise die Arbeiter (wohl über die Zustände in der Produktion und die besondere Ausbeutung der ausländischen Kollegen).

Klaus Köhler, Hamburg

Die Verleihung des Karl-Kraus-Preises 87 an Günter Wallraff war sicher eine angemessene Würdigung für dessen »Proletarier- aller - Länder - vergeßt - nie - daß - euch - mein - ganzes - Mitgefühl - gilt« - Gesülze, das auch einem Norbert Blüm zuzutrauen wäre und das sich ungefähr so systemerschütternd auswirkte, wie der Tatortkrimi über die Ausländerfeindlichkeit marodierender Skin-Heads.

Peter Lerch, Westberlin

Wenn das nicht traurig ist – seit Jahren freue ich mich besonders auf die monatliche Gremliza-Kolumne, um jetzt zu sehen, daß es sich bei Gremliza um einen brillanten Lumpen handelt. Jemanden, der einen andern verkauft, geifernd, hämisch, wiederum brillant. Eine Brillanz, die nur noch widerwärtig ist.

Heide Krumm, Heidelberg

Was ist eigentlich passiert? Ein Journalist teilt mit, daß er die Arbeit eines Bestsellerautors nicht schätzt, obwohl er einen Teil dieser Arbeit selbst geleistet hat. Er bezichtigt den Autor der Wirkungslosigkeit und sich der Beihilfe. Er tut dies in einer Rede vor kleinem Publikum. Und er läßt diese Rede für ein kaum größeres Publikum drucken. Der Journalist wünscht sich, daß der Bestsellerautor künftig weder schreibt noch schreiben läßt, hat aber wenig Möglichkeiten, diesen seinen Wunsch Wirklichkeit werden zu lassen. So weit, so üblich. Der Bestsellerautor ist empört. Das ist sein Recht. Jedenfalls tut er so, als wäre er empört. Das ist sein Beruf. Wieder findet der Bestsellerautor andere, die ihm dabei helfen. Rufmord, Brudermord, Mordbube, rufen jetzt alle gemeinsam dem Journalisten zu. Was ist eigentlich passiert?

Gremliza hat einen Fehler gemacht. Er hat sein Publikum überschätzt. Er hätte nicht sagen dürfen, was er weiß und was er denkt, in einem Land, wo beides nichts gilt. Er hätte nicht das Denkmal eines vermeintlichen Helden demontieren dürfen, in einem Land, das Helden immer noch so nötig hat.

Matthias Altenburg, Frankfurt

Konkret 01/88, S 8

Hermann L. Gremliza

Zur Feier einer Niederlage

Die deutsche Gesellschaft für multiplen Geistesschwund, sog. Friedensbewegung, stellt ihre neuesten Symptome aus: Einen Globus in Herzchenform, gespickt mit roter Fahne und weißer Taube, dazu den Text: »Ein historischer Schritt. Denn zum ersten Mal werden modernste Waffen im gegenseitigen Einvernehmen verschrottet. Dieser Erfolg ist in erster Linie ein Ergebnis des beharrlichen Kampfs der weltweiten Friedensbewegung. Sie hat Geschichte gemacht. Mit tausenden von kleinen und großen Aktionen mobilisierte sie in unserem Land die Mehrheit der Bevölkerung gegen den verhängnisvollen Nato-Doppelbeschluß, gegen die Stationierung der Raketen.« Herzlichst Ihre DKP. Oder eine Einladung der Grünen im Bundestag zu Sekt und Häppchen wg. Sieg auf der ganzen Linie.

Mein Gott!, könnte Gorbatschow noch einmal geseufzt haben, wie so oft in jenen Tagen, da er in Washington das – nun wirklich: historische – Debakel der beharrlichen Kämpfer hatte ratifizieren müssen. Nichts hatte er dort bekommen, was die Sowjetunion nicht sechs oder acht Jahre früher hätte haben können und mit guten Gründen abgelehnt hat. Es gibt diese Gründe noch, und schlechter sind sie auch nicht geworden.

Wie standen die Dinge damals? Sie standen so, wie Martin Niemöller, Petra Kelly, Gert Bastian und einige andere sie in ihrem Krefelder Appell beschrieben: Der Nato-Beschluß, atomare Mittelstreckenraketen der Typen Pershing II und Cruise Missile in Westeuropa zu stationieren, bedeutete nicht »Nachrüstung«, sondern Aufrüstung, seine Autoren waren »Wegbereiter eines neuen nuklearen Wettrüstens«. Deshalb schien es geboten, »durch unablässigen und wachsenden Druck der öffentlichen Meinung eine Sicherheitspolitik zu erzwingen, die eine Aufrüstung Mitteleuropas zur nuklearen Waffenplattform der USA nicht zuläßt«. Warum die sowjetischen SS 20-Raketen, die den Vorwand der »Nachrüstung« bildeten, nichts als Vorwand waren, wurde uns von einem Experten überzeugend erklärt. Da die Regierung der UdSSR das auch nicht anders sehen konnte als der Bundeswehrgeneral a.D. Bastian, wollte sie der Erpressung nicht nachgeben.

Und nun stellen wir uns mal ganz dumm und ziehen einen Vorher-Nachher-Vergleich nach dem Muster der Werbung für Pickelcreme: Vorher, Ende der siebziger Jahre, gab es auf sowjetischer Seite Mittelstreckenraketen des Typs SS 20, auf westlicher Seite die luft- und seegestützten Mittelstreckenraketen der USA sowie die land- und seegestützten Mittelstreckenwaffen Frankreichs und Großbritanniens; nachher, nach Erfüllung des Abkommens von Washington, wird es geben: auf westlicher Seite die luft-und seegestützten Mittelstreckenraketen der USA sowie die land- und seegestützten Mittelstreckenwaffen Frankreichs und Großbritanniens, auf sowjetischer Seite kontrolliert verschrottete Raketen des Typs SS 20. Die Akne ist weg.

Es stellt sich die legendäre Standardfrage des Walter Ulbricht: Was lernt uns das, Genossen? Es lehrt uns, daß die Sowjetunion sich zu einem vor wenigen Jahren unvorstellbaren Schritt einseitiger Abrüstung entschlossen hat; und daß die Nato mit ihrer Erpressung Erfolg hatte. Mag es den Friedensfreund auch schmerzen: da hat Kohl recht und nicht Mies, der Wörner und nicht die Kelly. Die Sowjetunion hat sich gebeugt, weil sie nicht mehr darauf hoffen konnte, daß sich die Opposition gegen den Rüstungswahnsinn in den USA und in Westeuropa durchsetzen würde. Der Erfolg des beharrlichen Kampfs erschien ihr in erster Linie als eine Pleite.

Das erklärt die Höhe des Preises, den die Sowjetunion nun zu zahlen bereit war- Sie beglaubigte mit ihrer Unterschrift unter den INF-Vertrag die Lüge der »Nachrüstung«; sie toleriert die Erforschung, Entwicklung und Erprobung des gigantischsten Rüstungsprojekts der Geschichte, SDI genannt und sie ließ sich tagelang vor der Weltöffentlichkeit von den Ausbildern aller Folterknechte Lateinamerikas examinieren, wie sie es mit den »Menschenrechten« halte.

Aber nicht doch, liebe Friedensfreunde, das ist noch nicht alles, stellt das Sektglas noch einen Moment ab: Der Generalsekretär der KPdSU mußte sich vom Präsidenten der USA mit den Worten auf den Heimweg schicken lassen, daß es für den Westen einen Frieden mit der Sowjetunion erst geben könne, wenn diese sich zu »Demokratie und Menschenrechten« bekenne, das heißt: wenn sie aufgehört habe, sowjetisch und eine Union zu sein. »Müllhaufen der Geschichte« auf Diplomatisch. (Was Reagans »Demokratie« ist, bedarf keiner Erläuterung; »Menschenrechte« heißt der Appell an alle politischen, religiösen, ethnischen Gruppen von Litauen bis Kasachstan, den Vielvölkerstaat aufzumischen.) Als Gorbatschows Flugzeug in Moskau landete, hatte Frankreichs Premier Chirac der BRD gerade seine *force de frappe* als Ausgleich für die wegverhandelten Pershings angedient. Und wie zum Hohn, aber auch als Androhung weiterer Preissteigerungen, wurden die Herrn Franz J. Strauß und Jesse Helms von der Leine gelassen, um zu belfern: ein Sieg der Sowjets!

»Historische Wende«? Es bleibt alles beim alten. Ziel der USA war und ist es, das »Reich des Bösen« zu liquidieren. Dafür bieten sich drei Wege an: Krieg, ökonomischer Kollaps durch Totrüsten, Konterrevolution. Die Chancen des dritten stehen nicht sehr gut; *victory is possible,* aber eben – auch mit den Erstschlagswaffen Pershing und Cruise Missiles – nur *possible,*

der Suizid nicht *impossible;* bleibt das Totrüsten. Daß dies die größte Gefahr für die Existenz der Sowjetunion ist, scheint Gorbatschow erkannt zu haben. Auch, daß die westlichen Aufrüstungsprogramme weder in Verhandlungen noch durch Friedensmärsche zu bremsen sind. Deshalb steigt die Sowjetunion auf eigenes Risiko aus dem Wettrüsten aus – auch wenn sie vor sich und der Welt so tut, als seien die erhandelten Zugeständnisse der USA und ihrer Verbündeten mehr als Kosmetik.

Es wird noch eine Weile dauern, bis die politische Führung der Sowjetunion die Höhe ihrer eigenen Erkenntnisse erklimmt: daß ein Atomkrieg nicht begrenzbar ist, also über Kurz- und Mittelstreckenraketen am Ende doch zum infernalischen Schlagabtausch führen wird, weshalb es zur Abschreckung der *victory is possible-Strategen* genügt, einen gewissen Bestand an strategischen Atomraketen zu behalten, die geeignet sind, im Falle des Falles die Gegend zwischen Boston und San Diego für die Dauer einer mittleren Ewigkeit unbewohnbar zu machen. (Wie schwer es ist, diesen einfachen Gedanken in einen militärischen Schädel zu bringen, habe ich bei einer Diskussion mit Offizieren aus dem Generalstab der Roten Armee vor fünf Jahren in Moskau erlebt. Gorbatschow ist da nicht zu beneiden.) Ein Anfang ist immerhin gemacht, wenn auch leider in einer Art, die die Illusion nährt, es gehe um »beiderseitige paritätische« Abrüstung.

Was aber von unseren Friedenstauben und -blinden aufgeführt wird, ist: eine Kanonade von Talmi. Wie da die gründlichste Niederlage als Triumph des stummen Händchenhaltens über die nukleare Gewalt gefeiert wird, das verrät eine Absenz politischer Denkfähigkeit, von der noch Großes, ja Dickes erwartet werden darf. Auf Vorschlag der Mitglieder und Freunde des Vereins »Friedens- und Begegnungsstätte Mutlangen<r soll »in Mutlangen eine Friedensschule entstehen, in der bisherige Erfahrungen eines gewaltfreien Lebens ausgetauscht werden sollen«. Auch will nach Angaben von Petra Kelly und Eva Quistorp die Friedensbewegung nach ihrem Sieg über die Raketen »ihr Aktionsfeld erweitern«. Der INF-Vertrag bedeute »nicht das Ende unseret Arbeit«, sondern jetzt wolle man sich »mit neuer Qualität verstärkt der Menschenrechte annehmen«. Ach so. Weil aus dem Kampf gegen die Atomrüstung der USA nicht recht was geworden ist, wir aber den schönen Verein nun mal haben – wie wär's, wenn wir ihn gegen die Sowjetunion marschieren lassen?

Ich bitte, austreten zu dürfen.

Konkret 01/88, S. 10

Jan Philipp Reemtsma

Porno, die linke Freiheit

Warum »Emma« mit ihrer Kampagne gegen Pornografie recht hat, läßt sich besonders gut erkennen, wenn man die Texte ihrer linken und liberalen Kritiker liest

»... and the new pornography is a vast graveyard where theLeft has gone to die«

Ulrich Greiner (»Zeit«) zitiert Alice Schwarzer: »Wenn wir den Kampf gegen die Pornographie nicht gewinnen, verlieren wir den Kampf um unsere Emanzipation« – ein Gedanke, den Greiner für so verführerisch hält, daß er sofort, eine Art frommes fading, zu delirieren beginnt: »Das Wort Emanzipation lenkt den Blick zurück auf jene Jahre« – als von ihr noch nicht die Rede war, wir aber jung und stark? So ungefähr. Was Greiner aus jenen Jahren aufzählt, ist die Liberalisierung des Sexualstrafrechts, des Pornographieverbots, die Erleichterung der Ehescheidung und die Neufassung des § 218. Dies alles war »linken und liberalen Kräften« gelungen, sie hatten die »Ansprüche des Staates, auch den moralischen Lebenswandel seiner Bürger zu bewachen in einigen Punkten« zurückgedrängt. Es war fast eine Revolution und jene Zeit, die versprochen hatte, es könne wohl zusammengehn, links, liberal und Libertin zu sein.

Lassen wir Greiners längliche andrologische Reflexionen über den machtarmen, weil nicht gebärfähigen, drum stets Sehnsüchtiges produzierenden Mann beiseite, und sehen ihm dort auf die Finger, wo er koalieren will: »Gewaltpornographie (...) ist ein Produkt gesellschaftlicher Gewaltverhältnisse. Der Kausalzusammenhang aber ist nicht umkehrbar. Es wäre einfach falsch zu behaupten, die Pornographie sei die Ursache der Gewaltverhältnisse. Das aber tut Alice Schwarzer, und sie verfährt dabei nach einem zutiefst konservativen Denkmuster, das darin besteht, die Widersprüche nicht an der Wurzel zu packen, sondern die Symptome kurieren zu wollen.« Er redet tatsächlich daher wie im »Kapital«-Schulungskurs.

Ob, wer Kriminalromane lese, zum Mörder werde? fragt Greiner schlau, und da alle verneinen, fragt er, ob denn wohl der Pornographiekonsum dazu verleite, Frauen zu erniedrigen. Das Gegenargument, daß Pornographie Erniedrigung von Frauen bereits sei, würde er natürlich so kontern: »Was aber ist Pornographie? Sie erregt Lust, und sie ist Ersatz (...) Ersatz ist sie, weil sie nicht wirklich gelebte Sexualität ist, sondern bloß fiktive, vorgestellte. Der pornographische Konsument stellt sich vor, eine Frau zu lieben, aber er liebt sie nicht wirklich; er stellt sich vor, eine Frau zu vergewaltigen, aber er vergewaltigt sie nicht wirklich. Der Unterschied ist beträchtlich und besonders im Falle der Vergewaltigung folgenreich.« Ein schwieriges Thema mit geisteszerrüttenden Folgen, wie es scheint, ein folgenreiches insbesondere.

Ungefähr dasselbe wie im Artikel Greiners in der »Zeit« steht im neuesten Heft der »Spuren«, weniger unbeholfen zumeist, oft nur wortreicher. Daß sexuelle Gewalt nicht aus der Pornographie komme, heißt im Editorial so: Die Pornographiekampagne »arbeitet mit dem generellen Vorwurf, die Zeichen seien unmoralisch und gefährlich, weil sie eine an sich heile Welt zu pervertieren im Stande seien«. Und daß Pornographie Papier und nicht Realität sei, heißt da so: »Ohne die winzige, aber entscheidende Zäsur zu registrieren, die einen Text von der Welt trennt, in der er erscheint, wird er zur Realität selbst verschweißt, um seine Autonomie einer Zensur unterstellen zu können.«

Wie kommt das eigentlich? Sollte die Einheit von Linken und Liberalen wirklich in der Figur des sorgenvollen Libertins zu suchen sein, der um seine Potentiale bangt? Oder wie kommt's, daß Hans Joachim Lenger wie Ulrich Greiner und jener so unter seinem Niveau argumentiert? Mit diesem Gerede könnte er für jede rechtsradikale und antisemitische Kampfschrift eintreten, und jene petite difference zwischen Abbild und Wirklichkeit könnte auch der Video-Verleih für sich in Anspruch nehmen, der für »FolterVideos« wirbt und eines mit dem Untertitel »Auschwitz« anpreist. Das sei nicht zu vergleichen? Dann wäre herauszustellen gewesen, wo ein Unterschied zu machen wäre - gesellschaftstheoretisch oder bloß human wäre zu argumentieren gewesen anstatt texttheoretisch.

Ich wäre froh, wenn sich dieser auf den ersten Blick leichtfertige Umgang mit dem Problem darauf zurückführen ließe, daß man eben schnell fertig werden wollte mit den Artikeln, und sie eben deshalb schnellfingrige Produkte sind von Verfassern, die sich nicht zureichend informiert haben. Schließlich gibt es nicht nur eine Kampagne und einen Gesetzesentwurf, sondern auch ein Buch. Andrea Dworkins Buch »Pornography. Men posessing women« liegt seit ein paar Wochen in deutscher Übersetzung vor.

Keiner der Autoren hat sich die Mühe gemacht, auch nur einen Blick hinein zu tun. Drum schreiben sie daher wie D.R. Fangmeier in den »Spuren«: »Jeder versteht sofort, wovon die Rede ist, wenn er einen pornographischen Text liest, in der Regel von sexuellen Ereignissen, von immer wieder neuen, auf die Dauer jedoch äußerst ermüdenden Stellungen der Kopulation. Die Sprache der Pornographie ist oft schmucklos, referentiell durchsichtig, ohne Schleier. Man muß nicht erst eine textuelle Undurchsichtigkeit durchqueren, um schließlich dort, wo sie zurückgehalten wird, die Tiefe des Wesentlichen zu erreichen. Pornographie ist oberflächlich.« Soweit Fangmeier. Der nämliche Befund bei Andrea Dworkin: »Ich lebte... in einer Welt der Bücher: Gruppenvergewaltigung, Paarvergewaltigung, Vergewaltigung von Frauen durch Männer,

lesbische Vergewaltigung, Vergewaltigung von Frauen durch Tiere, Herausreißen von Eingeweiden, Folter, Penetration, Exkremente, Urin und schlechte Prosa.«

Hätten die Verfasser das Buch gelesen und würden die, die sich gerade anschicken, das Ihre zur Pornographie-Debatte beizutragen, es lesen, wäre vielleicht klar geworden und würde vielleicht klar werden, worum es nicht geht. »Mit ihrer Kampagne«, so »Spuren«-Editorial, »hat 'Emma' erneut eine Idee des Obzönen zu rehabilitieren gesucht«. Andrea Dworkin: »In diesem Buch geht es nicht um Obszönität. (...) Obszönität ist eine Idee; sie erfordert ein Werturteil. Pornographie ist konkret (...) In diesem Buch geht es nicht um die Frage, was gezeigt und was nicht gezeigt werden sollte. Dies ist ein Buch über die Bedeutung dessen, was gezeigt wird.«

1962 erschien Ludwig Marcuses »Obzön. Geschichte einer Entrüstung«, es beginnt mit den Worten: »Das lehrt die lange Geschichte: obzön ist, wer oder was irgendwo irgendwann irgendwen aus irgendwelchem Grund zur Entrüstung getrieben hat. Nur im Ereignis der Entrüstung ist das Obzöne mehr als ein Gespenst. (...) Die spezielle Entrüstung, die einen ihrer beliebtesten Namen im Schimpfwort Obszön hat, richtet sich gegen den Bereich des Sexuellen und benachbarte Gebiete.« Und gegen Ende: »Was heute akademisch als Destruktionstrieb eingereiht wird und immer schon in seiner Affinität zum Sexuellen erkannt worden ist, wurde bei de Sade zur Verherrlichung des SexualMords«. Sexualität – Sexualmord, – benachbarte Gebiete? Wie will man es halten mit Adornos »erstem und einzigem Grundsatz der Sexualethik: der Ankläger hat immer unrecht«?

Adornos Diktum wie Marcuses Buch gehören zu jenem Reden über Sexualität, das man aufgeben muß, will man Andrea Dworkins Buch verstehen – oder: aufgeben wird, wenn man es gelesen hat. In jenem Reden ist Sexualität auf besondere Weise definiert. Einerseits gibt es, so Marcuse, »keinen Sex, losgelöst von tausend Alltäglichkeiten«, andererseits gibt es ihn – transzendental gleichsam – doch irgendwo, denn die tausend Alltäglichkeiten haben »nicht das Geringste mit ihm zu tun«. Es gibt die Sexualität. Und wer in eines jener benachbarten Gebiete eingreifen will, in denen sie in Erscheinung tritt, der engt sie ein. Und wenn die Freiheit der Sexualität oberstes Ziel ist, so folgt, daß, was immer unter das rubrum 'Sexualität' zu bringen ist, carte blanche erhält bis zu Folter und Mord. Das ist zwar eine von niemandem behauptete und öffentlich bejate Konsequenz, aber es ist nichtsdestoweniger die Konsequenz des Gedankens.

Andrea Dworkin beschreibt Pornographie. Und zwar zuerst und vor allem jene, die Marcuse und Greiner und die »Spuren«Autoren nur so-nebenbei erwähnen, die sogenannte 'Gewaltpornographie'. Dworkin beschreibt etwa ein Foto, auf dem eine nackte Frau auf die Kühlerhaube eines Autos, in dem zwei Jäger sitzen, gefesselt ist; man kann die Beschreibung nachlesen. »In der Fotografie ist die Macht des Terrors vordergründig. Die Männer sind Jäger und haben Gewehre. Ihre Beute ist die Frau. Sie haben die Frau gefangen und sie auf die Kühlerhaube eines Autos gebunden. Der Terror wird durch den Inhalt des Fotos wiedergegeben, aber auch darüber hinaus läßt das Foto die Betrachterin vor Angst erstarren. Es ist deutlich, daß die gefesselte Frau Schmerzen ertragen muß« – wie sagt Greiner?: »Zur Pornographie gehören immer zwei. Derjenige, der betrachtet, und diejenige, die sich betrachten läßt (...) wer dies in das Schema von Täter und Opfer pressen will, hat nichts verstanden«, und wie schreibt Lenger?: »Ohne die winzige, aber entscheidende Zäsur zu registrieren, die einen Text von der Welt trennt ...«

Dworkin: »Die bloße Macht, die nötig ist, um ein solches Foto aufzunehmen (das Modell zu benützen, es zu fesseln) und die bloße Existenz der Fotografie (die Tatsache, daß jemand das Modell auch wirklich benützt hat, es wirklich auf diese Weise gefesselt hat), die Tatsache, daß das Foto in einer Zeitschrift veröffentlicht wird, die von Millionen von Männern gesehen wird, die sie eigens deshalb kaufen, um sich solche Fotografien anzusehen, all das löst in der Betrachterin Angst aus. (...) Terror ist also sowohl der Inhalt der Fotografie als auch seine Wirkung auf die Betrachterin. Daß Männer über die Macht und den Wunsch verfügen, ein solches Foto zu machen, zu veröffentlichen und daraus Gewinn zu schlagen, erzeugt Angst. Daß weitere Millionen von Männern das Foto genießen, macht die Angst greifbar. Daß Männer, die sich im Allgemeinen für Menschenrechte einsetzen, die Fotografie verteidigen, ohne sie als Angriff auf Frauen zu begreifen, verstärkt die Angst. Denn wenn das Grauen des Fotos keinen Widerhall in diesen Männern findet, dann wird dieses Grauen in der männlichen Kultur nicht als Grauen gewertet«.

Andrea Dworkin beschreibt die (Gewalt-)Pornographie als Ikonographie und stets erneuerten Vollzug der Unterwerfung des weiblichen Geschlechts durch das männliche, das seine Sexualität fast ausschließlich in den Dienst seiner Herrschaft und Machtausübung stellt. Die – auf den ersten Blick – nicht gewaltsame Pornographie, die 'erotische Darstellung' ist nach Dworkin »im männlichen System« eine »Unterkategorie« der Gewaltpornographie. Lesen Sie die Argumentation selber nach; sie ist schlüssig.

Aber, um auch jenes Standard-Argument zu nennen, nützt nicht ein wie immer begründeter Kampf gegen wie immer geartete Pornographie letztlich den Rechten, den Konservativen, denen, die meinen, es gebe eine Sexualität an sich, und sie deshalb unterdrücken wollen? Ist nicht diese Anti-Pornographie-Diskussion ein 'Wende-Phänomen'? Ja, sicher, das ist sie auch, und um die Frage gleich vorwegzunehmen: gewiß kann eine Anti-Pornographie-Kampagne 'mißbraucht' werden, sie wird es sogar werden. Diese scheinbare Allianz macht ein Phänomen deutlich, das der progressiven Pornographie-Verteidiger, die sich darstellen als Verteider der Lust gegen die Lustfeindlichen. Sie beschäftigen sich gern mit der

historischen Gestalt de Sades und mit seinen Werken. Während nur sehr Dreiste diese literarisch für auch nur einen Blaffert wert halten, gilt jener ihnen als Märtyrer. Vor allem deshalb, weil er doch allenfalls getan habe, was Männer seiner Klasse Huren anzutun pflegten. De Sade selbst hat sich ähnlich beschwert. Das ist wohl wahr – aber ist das eigentlich ein Grund, de Sade zu schätzen? Daß de Sade bekannte, aus Lust zu tun, was andere auch und heimlicher taten, macht ihn durchaus nicht zu einem Rebellen; gleichfalls nicht, daß er die herrschaftliche Zwangsidee, daß es wichtig sei, daß es nicht nur mir gut, sondern meinem nächsten auch schlecht gehe, wie eine philosophische Sentenz ausplauderte. Es fehlte ihm jenes bißchen Anstand, das man als Angehöriger einer herrschenden Klasse oder eines herrschenden Geschlechts zu haben hat: die Fähigkeit zur Bigotterie. Das hat ihm Sanktionen seitens derer eingetragen, zu deren Herrschaftskonzept die Aufrechterhaltung der Bigotterie gehörte. De Sade war vor der Französischen Revolution in Gefängnissen, weil er seiner Klasse unangenehm war, und er landete nach der Revolution wieder in Gefängnissen, weil zum Herrschaftskonzept des Bürgertums die Bigotterie weiterhin gehörte, und weil die Geschlechterherrschaft von dem Wechsel der Klassenherrschaft fast unberührt blieb.

In de Sades Zeiten brachen die institutionellen Steuerungssysteme feudaler Klassenherrschaft zusammen. Was an ihnen nicht der Klassen- sondern der Geschlechterherrschaft zuzuschreiben war, trat deutlicher zu Tage, und wurde nach der Revolution wieder undeutlicher. In Zeiten des Verfalls von Herrschaftsinstitutionen legt sich die Intention, Teile von ihnen erhalten zu wollen – etwa die geschlechtsspezifischen Bestandteile in ihnen – , das Selbstverständnis der Rebellion zu. Sie gerät für einen kurzen Moment gleichsam zwischen Fronten: zwischen die, die den Schein wahren, und jene, die die Verhältnisse ändern will. Daß man sich nicht auskennt, führt bekanntlich oft zu der Einbildung, man sei für die Freiheit; so entsteht das geschlechtspezifische Pendant zu dem, was Walter Benjamin bei Kästner, Tucholsky und anderen als »linke Melancholie« bezeichnete: linke Pornophilie. Dworkin: »Empfindsame Linke fördern und schützen die Pornografie, weil Pornografie Freiheit ist. (...) Kapitalismus ist nicht bösartig oder grausam, wenn die Ware eine Hure ist; Profit ist nicht bösartig oder grausam, wenn der entfremdete Arbeiter ein weibliches Stück Fleisch ist (...) Die Gewalt der Mächtigen gegen die Machtlosen ist nicht bösartig oder grausam, wenn sie Sex genannt wird; Sklaverei ist nicht bösartig oder grausam, wenn sie sexuelle Sklaverei ist; Folter ist nicht bösartig oder grausam, wenn die Gemarterten Frauen sind, Huren, Votzen. Die neue Pornografie ist links; und die neue Pornografie ist ein riesiger Friedhof, auf dem die Linke begraben liegt.« Auf dem die Linke gestorben ist, lautet die genaue Übersetzung. »The Left cannot have its whores and its politics too.«

Andrea Dworkin: Pornographie. Emma Frauenverlags-GmbH, Köln 1987. 302 Seiten, 24,80 DM

Konkret 01/88, S. 12

Oliver Tolmein

Die Rote Zora zündelt nicht

Das Porträt der weiblichen Stadtguerilla legt die vom Autor nicht gestellte Frage nahe, warum denn Frauen, die zur Militanz bereit sind, ausgerechnet und immer nur in die Bundeswehr wollen. Es gibt eine Alternative

»Der Weg zum Erfolg« ist ein kleines, dickes Taschenbuch betitelt. Im legalen Buchhandel ist es nicht erhältlich, in der linken Szene Anlaß für scharfe Kritik. Texte aus elf Jahren bewaffnetem Kampf der »Revolutionären Zellen« sind darin gesammelt – Erklärungen und Materialien der »Roten Zora« aber ausgespart. »Wir lehnen es ab, dieses männliche Buch zu verbreiten. Die von uns zu erreichenden Exemplare haben wir vernichtet, weil das Buch eine einseitige, und damit falsche, frauenfeindliche Geschichtsschreibung über die Revolutionären Zellen und die Rote Zora auf Jahre hinaus festschreibt und Guerilla zur Männersache erklärt«, protestierten VerteilerInnen aus dem Ruhrgebiet. Also »Geschlechterkampf im Untergrund« – wie die »taz« behauptet? Der »Spiegel« führt den galanten Gedanken weiter: »Die Frauen der Roten Zora fühlen sich von den Männern der Revolutionären Zellen unterdrückt – zündelten sie deshalb bei Adler?«.

Die Rote Zora ist kein Haufen frustrierter Feministinnen, und ihr spezielles Konzept des bewaffneten Kampfes ist weitaus wirkungsvoller als es der verniedlichende Begriff »zündeln« glauben machen will. Die Anschlagserie der Roten Zora gegen den Textilkonzern Adler im August 1987 war eine der ganz wenigen Aktionen der Stadtguerilla, die ihr Ziel erreicht hat: die entlassenen Arbeiterinnen in einer südkoreanischen Niederlassung des Konzerns wurden wiedereingestellt, die Löhne dort erhöht. Die Brandanschläge auf die Adler-Verkaufsfilialen in der BRD fanden parallel zu Streiks statt, die die südkoreanischen Arbeiterinnen selber durchführten: »Wir kämpfen nicht nur für die frauen in den ländern der peripherie, sondern mit ihnen« begründet die Rote Zora in dem bis heute aussagekräftigsten Text »Widerstand ist möglich«, der der »Emma« als Interview zugespielt wurde, ihre Strategie.

Begonnen hat der Widerstand der Gruppe, die sich autonom, aber im Gesamtzusammenhang der »Revolutionären Zellen« organisiert hat, 1974 mit einem Sprengstoffanschlag auf das Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe, »weil wir ja alle die abschaffung des § 218 wollten und nicht diese jederzeit manipulierbare indikationslösung«. Dieser Anschlag, damals noch unter dem Namen »frauen der rz« begangen, hatte programmatischen Charakter. Die Frauen der »Roten Zora« agieren zwar vor allem gegen »die alltäglichen Gewaltverhältnisse, in denen Zerstörung, Unterdrückung und Ausbeutung erfahrbar« werden, wie sie in dem im Januar 1981 erschienen Grundsatz-Papier »Jedes Herz ist eine Zeitbombe« propagierten. Aber sie wollen auch keine »'linke' arbeitsteilung nach dem motto: die frauen für frauenfragen, die männer für allgemeinpolitische themen«. Der Nachdruck und die Verteilung von Nahverkehrsfahrscheinen im Ruhrgebiet wurde deswegen von ihnen ebenso betrieben, wie Anschläge auf die Computerfirma Nixdorf, auf Siemens oder auf die Firma Koch, die erheblich von Aufträgen an schlecht entlohnte Knastarbeiterinnen profitiert. Es überwiegen aber die militanten Aktionen, die sich gegen Sexismus und Frauenunterdrückung richten:

Während der Walpurgisnacht 1977 zündete die Rote Zora eine Bombe bei der Bundesärztekammer in Köln: weil diese Organisation konservativer Medizinmänner selbst die ohnehin schon sehr reduzierte Reform des Abtreibungsparagraphen hinter.rieb. 1983 führte die Rote Zora eine Kampagne gegen bundesdeutsche Mädchenhändler durch, die Asiatinnen verkauften: am 8. März, dem internationalen Frauentag, wurde das Auto des Kölner Mädchenhändlers Heinz Kirschner in Brand gesetzt und das philippinische Konsulat in Bonn, das derartige Geschäfte unterstützte, angegriffen. Schon damals bekam die Rote Zora eine Resonanz, die über »klammheimliche Freude« hinausging. Fast gleichzeitig hatte es einen Anschlag auf das Auto des Chefarztes am Hamburger Elisabethenkrankenhaus, Hans Joachim Lindemann, gegeben: »lindemann hat sich mit sterilisationsversuchen an frauen und als internationale 'fachkraft' in sterilisationsfragen in der dritten welt hervorgetan...lindemann ist zwar nur eine einzelfigur im zusammenspiel der herrschenden, aber er sitzt direkt vor unserer nase«, heißt es in der damaligen Erklärung.

Diese Anschläge treffen Leute, die persönlich für Frauenunterdrückung Verantwortung tragen, und sollen diese einschüchtern: »Unser traum ist, daß es überall kleine frauenbanden gibt – so daß in jeder stadt ein vergewaltiger, ein prügelnder ehemann, ein frauenfeindlicher zeitungsverleger, ein pornohändler, ein schweinischer frauenarzt damit rechnen und sich davor fürchten müßte, daß eine bande frauen ihn aufspürt, ihn angreift, ihn öffentlich bekannt und lächerlich macht.« Die meisten der Einzelpersonen, die die Rote Zora ins Visier nahm, hatten Strafverfahren wegen des Verdachts krimineller Handlungen gegen Frauen straflos überstanden. Die Rote Zora sah ihre Aufgabe also auch darin, Selbstjustiz zu üben, wo die Justiz die herrschenden Verhältnisse erhält. »Der legale weg ist nicht ausreichend, denn die gewöhnlichen unterdrückungs- und gewaltstrukturen sind ja legalität: wenn ehemänner ihre frauen schlagen und vergewaltigen, dann ist das legal, wenn frauen für ein existenzminimum eintönigste arbeit machen müssen und dabei ihre gesundheit ruinieren, dann ist das legal« .

Die Rote Zora hält aber Anschläge nicht für die einzig sinnvolle und effektive Form von Widerstand. Sie versteht sich trotz der Illegalität ihres Politikansatzes als Teil der Frauenbewegung, die sie gleichzeitig aber auch scharf kritisiert: »Die

klassenfrage wurde auch immer ausgeklammert, soziale unterschiede wurden durch die gleichheit der sexistischen ausbeutung negiert. Das erschwert gerade in der jetzigen krise eine antwort auf die verschlechterung der arbeitsbedingungen und verschärfte ausbeutung sowie auf die reaktionäre familienpolitik. Das fehlen einer handlungsperspektive, um angemessen auf den krisenangriff zu reagieren, führt zu dem dilemma, entweder offensiv gegen die reaktionäre politik vorzugehen oder lediglich entfaltung von subjektivität in frauenfreiräumen zu rdten.«

Konkret geworden ist die Differenz zwischen weiten Teilen der Frauenbewegung und der Roten Zora vor allem an einem Thema: der Gentechnik, speziell den humangenetischen Projekten. Die Rote Zora hat sich, soweit das an ihren Anschlägen zu sehen und in den meist ausführlichen Begründungspapieren nachzulesen ist, in Folge ihres Kampfes gegen Zwangssterilisation und Bevölkerungskontrolle in den Ländern der sogenannten Dritten Welt mit humangenetischen Projekten beschäftigt. Anschläge auf das Genzentrum der Firma Schering in West-Berlin, auf die Gesellschaft für Biotechnologische Forschung bei Braunschweig und auf den Technologiepark der Universität Heidelberg bildeten den Anfang. Bei diesen Attacken 1983 bis 1985 waren Zerstörung von Forschungseinrichtungen und Einschüchterung der Wissenschaftler die Absicht.

Eine Aktion gegen die humangenetische Beratungsstelle von Professor Widukind Lenz 1986 (KONKRET 3/87) zielte weiter: Zwar wurde auch dn erheblicher Teil der Forschungsunterlagen durch Brandsätze vernichtet, die militanten Frauen griffen sich aber auch etliche Aktenordner und werteten sie in den folgenden Wochen aus. Die Guerilla diente dem Volk durch Zur-Verfügung-Stellen von Aufklärungsmaterial: Eine Zusammenstellung etlicher Dokumente enthüllte zwar keinen ganz großen Skandal, zeigte aber deutlich die engen Verflechtungen zwischen pharmazeutischer Industrie und humangenetischen Beratern und ließ das Ausmaß der bevölkerungspolitischen Dimension dieser Beratungsprogramme sichtbar werden. Aber damit begnügte sich die Rote Zora nicht: Ihre Aktivistinnen waren eben nicht nur illegal in die Gebäude der Münsteraner Universität eingedrungen, sie waren auch ganz legal (wenngleich unerkannt) auf der vor allem von Feministinnen geplanten und durchgeführten Antigena Anfang 1987 in West-Berlin. In einer Streitschrift brachten sie die Ergebnisse beider Visiten zusammen:

»Die Diskussion um die Humangenetik spiegelt dne Perspektivlosigkeit in der Frauenbewegung wieder, zumindest wenn sie so wie in Berlin auf der Antigena geführt wird. Wo sind Forderungen und Ansätze geblieben, die den von den Herrschenden vorgegebenen Rahmen und deren Denkmuster sprengen? Wo fordern wir unsere feministische Utopie noch ein? Die Behinderten in Berlin forderten die Schließung der humangenetischen Beratungsstellen. Diese Beratungsstellen sind die Schaltstellen für die gesundheitliche Erfassung möglichst vieler Menschen, für die Selektion von erwünschtem und unerwünschtem Nachwuchs. Gegen diese Forderung erhob sich massiver Protest unter den Frauen: Es müsse jeder Frau zugestanden werden, ob sie ein behindertes Kind wolle, jede Frau müsse diese Entscheidung selbständig treffen und die Forderung nach Schließung würde ein Tabu errichten. Dabei ist ein ganz anderes Tabu längst schon in unsere Köpfe eingepflanzt: Das Tabu zu fordern: das Recht, anders zu sdn als der Durchschnitt.« ... »Ein Giftmüllskandal führt eher zu der Forderung nach Ausweitung der humangenetischen Beratung in der Schwangerschaft, als zum Sturm auf die Giftmüllproduzenten und zu gemeinsamen Aktionen bei den Gesundheitsbehörden.«

Die Gewaltfreiheit des so denkenden und handelnden Teils der Frauenbewegung, heißt das, ist eben keine: Statt sich der Gewalt der Herrschenden zu erwehren, wird diese in Kauf genommen und gegen drohende Behinderung gewendet. Die Rote Zora ist in dieser Frage mehrfach über militante Aktionen und deren Begründung hinausgegangen. In dem Aufsatz »Der Angriff auf das weibliche Reproduktionsvermögen« kritisiert sie den Ansatz »unmittelbarer Betroffenheit«, der die Debatte um Reproduktionsmedizin und Gentechnik zum Privatproblem »bürgerlich-privilegierter Metropolenfrauen« macht, »die noch genügend individuelle Möglichkeiten besitzen, ihren Körper und ihre reproduktiven Fähigkeiten nicht so offensichtlich an das Kapital verkaufen müssen«, wie das Frauen aus Ländern der sogenannten Dritten Welt zugemutet wird.

Während die Rote Zora Frauen, die legal leben und illegal politisch tätig sind, die Diskussion mit der Frauenbewegung insgesamt, aber auch mit anderen Bewegungen sucht, existiert die Diskussion umgekehrt so gut wie garnicht. Der Abdruck eines Bekennerschreibens in der »taz« oder der »Emma« ist eher die Ausnahme – Antworten auf die Diskussionsanstöße gibt es eher indirekt. Das ist zu guten Teilen objektiven Schwierigkeiten geschuldet: eine Guerillaorganisation hat zwar einen Namen, aber eben keine Anschrift und kein Gesicht. Kaum weniger verantwortlich für den Kommunikationsnotstand ist aber auch die prinzipielle »Gewaltfreiheit« – eine Eigenart, die gerade nach den Erfolgen der Roten Zora gegen die Firma Adler seltsame Pressemeldungen zutage förderte. »Gewaltfreie befremdet über Adler« meldeten »taz« und »Frankfurter Rundschau«, als die Frauenrechtsorganisation »Terre des femmes« sich in einem offenen Brief an die Geschäftsführung des Unternehmens beleidigt zeigte. Wochenlang sei der Kampf der südkoreanischen Arbeiterinnen von »Terre des femmes« und anderen legalen und unverdächtigen kirchlichen und gewerkschaftlichen Organisationen unterstützt worden – und nichts habe sich geregt. Umso kritikwürdiger sei es, daß die Anschläge der Roten Zora sich als folgenreicher erwiesen hätte: »Will Adler damit einen Präzedenzfall schaffen, wie in Zukunft menschliche Arbeitsbedingungen am effektivsten durchgesetzt werden können?« Diese Sorge trieb auch das Bundeskriminalamt und

das Bundesamt für Verfassungsschutz um – Tage später gab Adler den staatstragenden Kräften nach und teilte mit, die Wiedereinstellung der Arbeiterinnen und die Lohnerhöhungen seien schon vor der Anschlagserie geplant gewesen.

Bemerkenswert ist allerdings, daß die Militanten den »Gewaltfreien« in Sachen Prinzipialismus in nichts nachstehen und sie sich anstelle einer konkreten Analyse konkreter Aktionen eine allgemeine, positive Einschätzung zu eigen machen. Tatsächlich sind nach den Anschlägen der Roten Zora auf die acht Adler-Verkaufsfilialen, die die Kontinuität der bisherigen Aktionen unterbrechen, aber schwerwiegende Fragen offen und ist scharfe Kritik notwendig.

Die Rote Zora hat in dem Text »Widerstand ist möglich« festgestellt, ihr Grundsatz sei es, auszuschließen, daß das Leben Unbeteiligter gefährdet wird: »Es gibt zig aktionen, die wir wieder verworfen haben, weil wir die gefährdung unbeteiligter nicht hätten ausschließen können.« Ausschließen heißt: absolut kein Risiko eingehen. Bei Anschlägen auf Kaufhäuser, und nichts anderes sind die großen Verkaufsniederlassungen des Textilkonzerns Adler, ist die Gefährdung Unbekannter aber nicht auszuschließen – im Gegenteil, die Bedrohung Unbeteiligter ermöglicht überhaupt erst den »Erfolg«. Daß bei den Anschlägen auf die AdlerFilialen keine Katastrophe geschehen ist, widerlegt das nicht. In der Adler-Filiale in Aachen hatten die beiden dort deponierten Brandsätze nicht gezündet: Das Bundeskriminalamt und die örtliche Kriminalpolizei ließen den Bekleidungsmarkt schließen und fanden die beiden Brandsätze – nachdem Rote Zora-Frauen über einen Pfarrer deren Lage beschrieben hatten. Daß Sicherheitskräfte nicht immer Warnungen weitergeben und Unbeteiligte davor schützen, Opfer einer Panne der Guerilla zu werden, belegt unter anderem die Nicht-Räumung des Springer-Hochhauses bei einem angekündigten RAF-Anschlag Anfang der Siebziger Jahre. Ein Anschlag aber, bei dem im Falle einer Panne die Militanten auf das Wohlwollen der Polizei angewiesen sind, ist in jedem Fall ein Fehlschlag.

Dieses Risiko lenkt das Augenmerk aber noch auf einen anderen Umstand: weswegen gibt eine Firma wie Adler dem Druck einer Guerilla-Gruppe nach? Der durch die Brandanschläge unmittelbar entstandene Sachschaden ist in der Regel versichert - seine Höhe wird in den Pressemeldungen auch regelmäßig erheblich übertrieben. Härter als verbrannte Ware trifft die Konzernherren etwas anderes: das Ausbleiben von Kundschaft und der damit verbundene, durch keinerlei Versicherung zu deckende Umsatzrückgang. Warum aber bleibt die Kundschaft in den Adler-Filialen bundesweit aus, wenn auf die Märkte Anschläge verübt werden? Wohl kaum, weil den KäuferInnen plötzlich bewußt wird, daß die Billigpreise hierzulande nur durch die verschärfte Ausbeutung der südkoreanischen Arbeiterinnen zu kalkulieren sind. Ließe sich durch eine Aufklärungskampagne allein dieses Bewußtsein so schnell nicht nur schaffen, sondern auch handlungsrelevant gestalten – Boykottaktionen wären weitaus wirkungsvoller als sie sind, das Kapital wäre viel leichter erpressbar. Nein, es ist die Angst, die, wie die Panne in Aachen und wie die Fehlschläge Anfang des Jahres in Hamburger Kaufhäusern zeigen, allzu berechtigte Angst der Kundschaft, ein Brandsatz könnte hochgehen, während sie gerade den billigen Winterpullover vom Grabbeltisch holen. Damit aber wird der Erfolg der Roten Zora gegen Adler insgesarnt fragwürdig: sein Preis war die Angst der Bevölkerung, und zwar des Teils, der sich kaum mehr leisten kann, als die billigen Adler-Klamotten, vor den Aktionen der Guerilla – und dieser Preis ist immer zu hoch.

Konkret 01/88, S. 15

Georg Fülberth

Frustrierte Vorlust

Am Bildschirm sah es so aus, als sei die ganze Welt ein einziger Gorbi-Fanclub geworden. Was versprechen sich die Werbefritzen des Kapitals von diesem Generalsekretär des ZK der KPdSU?

Nur zwei Sowjetführer haben es zu _ zeitweiliger überwältigender Popularität gebracht: Stalin und Gorbatschow. Lenin nicht. Die Jahre 1917-1924: das war eine wilde Zeit. In Mittel- und Westeuropa lauerte der Bürgerkrieg, in Deutschland brach er 1918/19, 1920 und 1923 offen aus. Lenin war da Partei: Kommune, Spartakistenpack, auf der Flucht zu erschießen. Allenfalls ein paar Deutschnationale, welche Versailles revidieren wollten, und die Schwarze Reichswehr hatten auf der Rechten ein positives Interesse an Sowjet-Rußland.

Anders dann bei Stalin. In US-amerikanischen Siegesdemonstrationen wurde 1945 sein Bild gezeigt. Seine Verbrechen waren da lange schon bekannt. Churchill, der nach dem 8. Mai 1945 am liebsten nach Osten weitermarschiert wäre, fiel bei den Unterhauswahlen im Juli desselben Jahres durch.

Stalin hatte den Yankees geholfen, die deutsche und die japanische Konkurrenz aufs Haupt zu schlagen. Präsident Roosevelt träumte im Krieg seinen Großen Traum von der »One World«: die ganze Welt eine einzige Freihandelszone, in der US-amerikanische Waren abgesetzt und Dollars investiert werden können. Die Sowjetunion war ökonomisch kaputt, sie würde Kredite dringend benötigen. Ihre politischen Sitten und Gebräuche sollten die Commies beibehalten dürfen. Mochten sie ruhig ihren Obersten Sowjet, ein Zentralkomitee und auch den Geheimdienst haben: die sanfte Macht des Handels würde wichtiger sein als diese Lappalien.

Der historisch-empirische Stalin und seine Absichten verschwanden hinter solchen Visionen völlig. Er hatte den Sozialismus nicht gegen die Deutschen verteidigt, um ihn dann auf andere Weise von den US-Amerikanern liquidieren zu lassen.

Die Illusionen hielten nicht einmal zwei Jahre. Als sie endgültig geplatzt waren, wurde aus dem gemütlichen, Pfeife rauchenden Uncle Joe der Teufel Stalin.

Und jetzt Gorbatschow. Der Mann hat »Akzeptanz«. Roosevelts Spekulation feiert Urständ in vier Variationen.

Erstens Die Sowjet-Wirtschaft steht ziemlich schlecht da, die bürgerliche Welt laboriert an Überakkumulation. Kapital- und Warenexport nach Osten: für diese Chance zwängt sich auch Herr Christians von der Deutschen Bank mal ins Gestühl eines Moskauer Friedensforums. Mittelfristig mögen Kredite für die Sowjetunion ein gutes Palliativ für die Leiden des Kapitals sein. Grundsätzlich wäre aber mehr erreicht, wenn die UdSSR sich zur freien Marktwirtschaft bekehren, dann aber nicht gegen die BRD, die USA und Japan konkurrieren, sondern sich mit einer unteren Sprosse auf der imperialistischen Hühnerleiter begnügen würde, irgendwo neben Indien und Brasilien. Daraus wird aber nichts werden.

Zweitens: Das INF-Abkommen kann als Sieg westlicher Standhaftigkeit verkauft werden. Helmut Schmidt plustert sich auf: Ohne seinen Wunsch nach US-Raketen wären die SS 20 noch da. Das ist so wahr wie 4 die Lüge, Pershing II und Cruise missiles hätten einen Rüstungs-Vorsprung der UdSSR . aufholen sollen. Diese Waffen neuen Typs ' sollten vielmehr die Sowjetunion militärisch E bedrohen, politisch gefügig machen und – wenn es denn sein mußte – einen regionalen Atomkrieg ermöglichen. Die Null-Losung ist tatsächlich zuerst von Reagan vorgeschlagen worden: nicht um die Stationierung der USRaketen zu vermeiden, sondern um sie propagandistisch abzusichern. Denn er rechnete fest mit einer Ablehnung durch die Sowjetunion. Dann irritierte die Sowjetunion ihr Gegenüber durch den Übergang zu einer völlig neuen Sicherheitslogik: durch die Bereitschaft zur Vorleistung, die Hinnahme einer zeitweiligen Unterlegenheit. Dieser scheinbare Erfolg der USA kann zum Pyrrhus-Sieg werden: Sie geraten unter den Druck, nun ebenfalls einen Paradigma-Wechsel zu vollziehen. Kissinger in der »Welt am Sonntag« vom 6. Dezember 1987 zur Null-Lösung: »Dieser Vorschlag hätte nie gemacht werden dürfen. Aber er ist nun einmal gemacht worden, und die Sowjets haben ihn akzeptiert.« Er meint: damit haben sie sich die besondere Bedrohung vom Halse geschafft, welche Pershing II und Cruise missiles für sie darstellten. Jetzt muß es eben mit SDI versucht werden.

Drittens Die Popularität Gorbatschows im Westen ist innenpolitisch unbedenklich, denn die Linke ist dort zur Zeit sehr schwach. Da ist nichts, was sich an einem Funken aus Moskau zu entzünden vermöchte. Die Kommunisten im Westen können sich für Gorbatschow nichts kaufen. Sie werden schwächer, nicht stärker.

Aber: Oppositionelle Massenbewegungen in bürgerlichen Gesellschaften werden ohnehin niemals von außen angezettelt, sondern sie entstehen aus den Widersprüchen des kapitalistischen Systems selbst. Daran wird es auch in Zukunft nicht fehlen. In der Vergangenheit allerdings wurden sie oft geschwächt oder antikommunistisch versaut, weil der reale Sozialismus einen häßlichen Anblick bot. Ohne dieses Alibi-Argument der Rechten wären sie stärker. Spätestens bei der nächsten größeren linken Massenbewegung wird wieder die Garstigkeit des Ostens gebraucht werden. Dann darf Gerbatschow kein braver Mann mehr sein.

In den Vereinigten Staaten erlaubt die Abwesenheit des inneren Feindes zwischendurch eine prosowjetische Euphorie, welche ebenso imperialistisch ist wie der Antikommunismus, auf dem sie beruht: sie geht von der Annahme aus, jetzt seien auch die Untermenschen auf dem Wege, gute Amerikaner zu werden.

Viertens Falls Gorbatschow einmal stürzt, wird jedes Wort des Lobes, welches er jetzt erhält, zu einer Anklage gegen das verruchte System, das ihn zu Fall brachte. Dies wäre allerdings auch das Ende aller Illusionen, welche sich jetzt mit seinem Namen verbinden: der Hoffnung auf eine sehr weitgehende Erpeßbarkeit der UdSSR.

Im November 1983, unmittelbar nach dem Raketen-Beschluß des Bundestages, schrieb Karl Feldmeyer in der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung«, jetzt seien die Sowjets militärisch so ziemlich am Ende. Der UdSSR werde »nichts anderes übrigbleiben, als die Grundlagen ihrer Politik zu überdenken und einen Weg zu suchen, um aus dem Rivalitätsverhältnis herauszukommen, das sie nicht zu ihren Gunsten entscheiden kann. Dieser Weg könnte zu einer neuen politischen Ordnung Europas, vor allem zur Gewährung des Selbstbestimmungsrechts für die Deutschen, führen, nicht etwa deshalb, weil die Betroffenen die Macht hätten, dies der Sowjetunion abzutrotzen, sondern weil wahrscheinlich am ehesten die Wiederherstellung Deutschlands die Interessenkonstellationen und Kräfteparallelogramme zwischen den Mächten so verändern könnte, daß der sowjetisch-amerikanische Antagonismus auflösbar wäre.«

So haben alle ihre Wunschzettel, die jetzt präsentiert werden. Bald aber werden sie lernen, daß bei dem gegenwärtigen Handel nur das herauskommt, was drin ist – und das ist viel weniger als das, was sie sehnlich wünschen. Spätestens dann wird Gorbatschow – oder sein Nachfolger – für sie zum Teufel werden wie einst Uncle Joe, oder zum Trottel.

Konkret 01/88, S. 16

Otto Köhler

Ökonomie der »Endlösung«

Tucholsky und seinesgleichen haben mit Hilfe des Archipel Gulag Auschwitz verursacht, die asiatische Tat So etwas lehrt – unter mächtigem Beifall – der bundesdeutsche Geschichtsbewältiger Ernst Nolte (KONKRET 12/87) Andere Historiker, die nicht rechtsradikal sind, wollen Auschwitz in einem Niemandsland des Verstehens ansiedeln, im schwarzen Kasten des Erklärens Doch die volloutomatisierte Menschenvernichtung hatte einen erklärbaren wirtschaftlichen Sinn.

Frühjahr 1941. Im ganzen von den Deutschen besetzten Europa muß mit einer Mißernte gerechnet werden. Der Staatssekretär und spätere Minister für Ernährung Herbert Backe trägt dem Führer die Lage vor – »in einem der kritischsten Ernährungszeitpunkte des Krieges«, wie er später notierte, »da die Brotgetreidearten nicht nur in Deutschland, sondern in allen besetzten Gebieten stark ausgewintert waren, die Sommersaaten infolge der Trockenheit lückenhaft aufgingen, die Reserven fast restlos aufgebraucht waren, die Wehrmacht dagegen höhere Forderungen stellte und die vielen ins Reich verbrachten Ausländer zusätzlich ernährt werden mußten.«

Bald darauf, am 2. Juni, werden die Fleischrationen um 100 Gramm pro Woche gesenkt. Acht Wochen später befiehlt Hermann Göring dem Leiter des Reichssicherheitshauptamtes Reinhard Heydrich »alle erforderlichen Vorbereitungen« zu treffen »für eine Gesamtlösung der Judenfrage im deutschen Einflußgebiet in Europa«. Diesen Befehl zur »Endlösung«, wie er auch schreibt, gibt Göring als Beauftragter für den Vierjahresplan, also in seiner Eigenschaft als oberste wirtschaftliche Instanz des Großdeutschen Reiches.

Die »Judenfrage« ist ein wirtschaftliches Problem, das sich mit dem Rechenschieber bewältigen läßt. Anfang April 1941, wenige Wochen vor dem Führer-Vortrag des Ernährungsstaatssekretärs Backe, versammelte Hans Frank, der Generalgouverneur Restpolens, seine Wirtschaftsfachleute, um sich über die »Wirtschaftsbilanz« des »j. W.«,

des jüdischen Wohnbezirks – so nannte man das im Oktober 1940 neueingerichtete Warschauer Ghetto – unterrichten zu lassen. Zugrunde lag den Beratungen ein Papier, das von einem Selbstverwaltungsorgan der Wirtschaft erarbeitet worden war, dem RKW. So kürzte sich damals das gemeinnützige Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit ab, das heute bei gleicher Abkürzung unter der veränderten Bezeichnung Rationalisierungskuratorium der Deutschen Wirtschaft gemeinnützig fortbesteht. Die unabhängigen Fachleute vom RKW widerlegten die optimistischen Prognosen der Warschauer Stadt- und Distriktverwaltung, daß 200.000 der durch die »Ghettobildung zunächst arbeitslos gewordenen Juden« bald außerhalb des Ghettos »kolonnenweise zum Einsatz gebracht werden« könnten und so eine »100%ige Ausnutzung dieser Arbeitskräfte gewährleistet« sei.

Problem: »Zur Zeit ist aber im Generalgouvernement, von Facharbeitern abgesehen, im Gegensatz zum Reich kein Mangel an Arbeitskraft, sondern ein starker Überschuß vorhanden. Es darf daher bei der Versorgung mit Arbeit nicht eine einseitige Bevorzugung des j. W. erfolgen...«

Das RKW kam nach gründlicher Erörterung aller wirtschaftlichen Daten zu einer Entscheidungsalternative:

»1. Man versucht aus dem j. W. einen produktiven Bevölkerungsteil zu machen, dann setzt dies voraus, daß durch eine einigermaßen ausreichende Ernährung die Arbeitskraft der Insassen bzw. besonders bevorzugter Teile erhalten bleibt.

2. Man sieht den j. W. als ein Mittel an, das jüdische Volkstum zu liquidieren.«

Wie das Endergebnis nach einer wertfreien und nüchternen Untersuchung aller wirtschaftlichen Daten aussehen mußte, war klar. Das RKW kam bei der »Berechnung des Ertrages eines Juden« zu so niederschmetternden Resultaten, daß – wollte man einen Zuschuß für den j. W. vermeiden – nur noch einer von drei möglichen Wegen in Frage kommen konnte: »Man läßt eine Unterversorgung eintreten ohne Rücksicht auf die sich ergebenden Folgen.«

Auschwitz sei »ein Niemandsland des Verstehens, ein schwarzer Kasten des Erklärens, ein historiographische Deutungsversuche aufsaugendes, ja *außerhistorische* Bedeutung annehmendes Vakuum«. So formulierte es der Essener Historiker Dan Diner in einer Ringvorlesung seiner Universität (nachgedruckt in dem von Diner herausgegebenen Fischer-Taschenbuch 4391 »Ist der Nationalsozialismus Geschichte?« 312 Seiten, 14,80 Mark). Auschwitz sei eine sich »intentionalistischem Verständnis entziehende 'blackbox' «, und »Schlagworte« von »Industriegesellschaft«, »Kapitalismus« oder »Moderne« dienten »letztendlich als Ausflucht ins historisch Triviale«, eigneten sich aber, so Diner, »schlecht zur Erklärung des Rätsels 'Auschwitz' «.

Gegen diese These einer »zwecklosen Vernichtung der Vernichtung wegen« wenden sich Susanne Heim und Götz Aly mit ihrer Studie »Die Ökonomie der 'Endlösung' «, die soeben im Band 5 (»Sozialpolitik und Judenvernichtung«) der »Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik« erschienen ist (Rotbuch Verlag Westberlin, 192 Seiten, 22 Mark).

Mit Diners Blackbox-Theorie, die zum »Rätsel Auschwitz« führe, verhindere man – so die Herausgeber, »die eigene sozialwissenschaftliche Disziplin mit den Gaskammern in Verbindung zu bringen und ganze Wissenschaftseinrichtungen

oder wenigstens einen Teil ihrer Methoden als Teil des Verbrechens zu begreifen«. Verschiedene Gruppierungen der »planenden deutschen Intelligenz« ersannen – das ist die Grundthese von Susanne Heim und Götz Aly – zwischen September 1939 und dem Sommer 1941 die »Endlösung« aus »ihnen jeweils logisch erscheinenden Gründen« und setzten sie mit der Vorbereitung des Krieges gegen die Sowjetunion durch.

Das bedeutet: Die »Endlösung« beruht nicht auf einem einsamen Beschluß Adolf Hitlers oder seines Führungskreises, sie wurde vielmehr aus den Plänen und Vorschlägen dieser Wirtschaftsfachleute heraus allmählich von den unteren Planungsebenen nach oben hin entwickelt. Hier waren tüchtige Fachleute am Werk, die auch nach der »Katastrophe« von 1945 wieder gebraucht wurden und ihre Karriere ungehemmt fortsetzten. Verfasser der mörderischen RKW»Wirtschaftsbilanz des j. W.« war Dr. Rudolf Gater, der – so Heim/Götz – »bis heute im Who is Who der Bundesrepublik seinen Platz hält.«

Nach seiner Promotion 1935 in Zürich über die »Konjunkturprognose des Harvard-lnstitutes« wurde er vom Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit beauftragt, die Wirtschaft des soeben »rückgegliederten« Saarlandes durch Rationalisierung auf Reichsniveau zu heben. Nach dem »Anschluß« Österreichs übernahm er dort die gleiche Aufgabe. Rationalisierung verband sich für Gater automatisch mit »Entjudung«. Er sorgte dafür, daß jüdisches Vermögen nicht einfach geraubt und übereignet wurde, er verband vielmehr die Arisierung mit einem Modernisierungs- und Konzentrationsschub in der wirtschaftlich rückständigen Ostmark. Diese Verbindung von Rationalisierung und »Entjudung« radikalisierte sich noch, als er für das RKW im besetzten Polen antrat. Die Konzentration der Juden im Warschauer Ghetto betrachtete er als eine zweckmäßige Maßnahme zur Gewinnung wirtschaftlicher Ressourcen: »Der j. W. gleicht in seiner heutigen Konstruktion einer belagerten Festung. Die Belagerung hat gegenwärtig den Zweck, die Juden zur Herausgabe ihrer Waren-, Gold- und Devisenvorräte zu zwingen. Ist dies erfolgt, so tritt als wirtschaftliche Aufgabe die Ausnutzung der im j. W. vorhandenen Arbeitskraft in den Vordergrund.«

Weil aber die Berechnung des Ertrags pro Jude zu wirtschaftlich unerheblichen Ergebnissen kam, blieb nur deren Liquidation. Gater rechnet sich noch heute dank seiner Maßnahmen zur Rationalisierung der polnischen Wirtschaft zu den Begründern des modernen Polen. Sein Freund und Förderer war Walter Emmerich, der als Hamburger Senatssyndikus nach Krakau zu Hans Frank in der Funktion eines Wirtschaftsministers kam und von dort für die Ausplünderung des Generalgourvernements zugunsten der Hamburger Wirtschaft sorgte, und nach dem Krieg seine Tätigkeit für die Hamburger Wirtschaft fortsetzte. Er hatte nach Gaters RKW-Gutachten die Entscheidung getroffen, daß das Warschauer Ghetto finanziell nicht tragbar und deshalb nur noch »ein vorübergehendes Konzentrationslager« sei, bis zu dem Zeitpunkt »in welchem die Juden abgeschoben werden könnten« – nach Auschwitz.

Den Problemen der Bevölkerungsstatistik widmete sich theoretisch, aber auch sehr praktisch Dr. Fritz Arlt, der in Kattowitz als Leiter der Abteilung Bevölkerungswesen und Fürsorge für eine »Umstellung in den Umsiedlungsmaßnahmen« sorgte. Geheim-Protokoll: »Erläutert wurde das Verfahren r am Beispiel Auschwitz... Die Reservatsgebiete werden nach Möglichkeit von den Juden und den nicht arbeitsfähigen Ballast-Existenzen befreit.« Arlt, der in seinen damaligen Publikationen auch »Rassenseelenkunde« betrieb, kämpfte nach dem Krieg als Geschäftsführer im Deutschen Industrieinstitut und Leiter der Bildungsabteilung in engem Kontakt mit Hanns-Martin Schleyer für das »Führen und Lernen in Gruppen« und gegen die »Bildungsmacht Gewerkschaft« als einer »Macht ohne Gegenmacht«.

Das war kein ungewöhnlicher Berufsweg. Arlts Nachfolger in der Abteilung Bevölkerungswesen und Fürsorge wurde Lothar Weirauch, der am 27. Oktober 1942 als Vertreter des Generalgouvernements an der dritten »Endlösungskonferenz« teilnahm und ein paar Jahre später seine Tätigkeit als Ministerialdirigent im Bonner Verteidigungsministerium fortsetzte.

Noch erfolgreicher war Helmut Meinhold, über dessen unaufhaltsame Karriere von einem der engsten Mitarbeiter des Polenschlächters Hans Frank zum wichtigsten sozialpolitischen Berater aller Bundesregierungen von Adenauer bis Kohl Susanne Heim und Götz Aly bereits in KONKRET 6/1986 berichteten (Ihre Spezialstudie: »Ein Berater der Macht – Helmut Meinhold oder der Zusammenhang zwischen Sozialpolitik und Judenvernichtung« erschien beim Hamburger Institut für Sozialforschung für 9 Mark.) Professor Meinhold, der damals mit Hilfe mathematischer Formeln wissenschaftlich exakt nachwies, daß 30 Prozent der polnin schen Gesamtbevölkerung »überschüssig« seien, betätigte sich danach jahrzehntelang als Vorsitzender des streng geheim tagenden Sozialbeirats der Bundesregierung. Von diesem Amt trat er im Juli 1986 zurück, doch als Gutachter in Fragen der Renten- und Krankenversicherungsreform ist der 73jährige weiter für Bonn tätig im Kampf gegen »schlechten Bevölkerungsaufbau«, gegen »Krankenlasten« und gegen den »Altenberg«.

Kasten »Die "Beiträge"« auf Seite 17

Die "Beiträge" zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik« erscheinen seit 1985 zweimal jährlich im Westberliner Rotbuch Verlag und werden herausgegeben von einer Gruppe von 25 Historikern, Medizinern und

Sozialwissenschaftlern. Sie wollen die Verschränkung von Vernichtung und Modernisierung im Nazi-Staat offenlegen, sie wollen deutlich machen, daß NS-Gesundheitspolitik Teil eines Herrschaftskonzeptes war: die Vernichtung der einen schuf soziale Garantien für die anderen und sicherte so auf Kosten ausgegrenzter Minderheiten das Auskommen der Leistungsgemeinschaft angepaßter Kleinbürger und Arbeiter.

Band 1: »Aussonderung und Tod – Die klinische Hinrichtung der Unbrauchbaren« untersucht den Kampf der Medizin gegen »Unbrauchbare«, die Ermordung psychisch kranker Menschen in Deutschland, Polen und der Sowjetunion, insbesondere auch den Mord an polnischen und sowjetischen Zwangsarbeitern in der Heilanstalt Hadamar.

Band 2: »Reform und Gewissen – 'Euthanasie im Dienst des Fortschritts« analysiert den »Fortschritt« von der Psychiatriereform in der Weimarer Republik bis zu den »Euthanasie«-Morden der NS-Zeit und ihrer medizinischen Nutzbarmachung, sowie die Filmpropaganda für die Vernichtung der Geisteskranken und den weit in unsere schleswig-holsteinische Gegenwart reichenden Lebenslauf des

ärztlichen Kindermörders und Lyrikers Werner Catel.

Band 3: »Herrenmensch und Arbeitsvölker – Ausländische Arbeiter und Deutsche 1939-1945« beschäftigt sich mit dem Los der Fremd- und Zwangsarbeiter sowie der Kriegsgefangenen in Deutschland von 1939 bis 1945.

Band 4: »Biedermann und Schreibtischtäter – Materialien zur deutschen Täter-Biographie« enthält das mörderische Kriegstagebuch des auch nach 1945 wieder für das Auswärtige Amt tätigen Diplomaten Otto Bräutigam, das Posener Tagebuch des Anatomen Hermann Voss und den schauerlich-neckischen Briefwechsel des Selektions-Arztes Friedrich Mennecke mit seiner Ehefrau (»Herzlichsten Guten-Morgen, Mutti!! ich habe wieder so gut geschlafen und bin jetzt startbereit... auf in den neuen Tag u. an die Arbeit! Küßli's! Ahoi! ! !«).

Band 5: »Sozialpolitik und Judenvernichtung – Gibt es eine Ökonomie der Endlösung?« enthält neben der hier geschilderten Untersuchung von Susanne Heim und Götz Aly Beiträge über die Zwangsarbeit der Juden in Schlesien, die Stellung der Juden in der deutschen Rentenversicherung und über die Vernichtung durch Arbeit in den Konzentrationslagern.

Jeder Band im Rotbuch Verlag Westberlin, jeweils ca. 200 Seiten, 24 Mark, im Abonnement 22 Mark.

Konkret 01/88, S. 18

Jürgen Reents

Die grüne Lebenslüge

Auf dem »grünen Krisengipfel« am 12. Dezember legten die Hamburger GALier Jürgen Reents und Michael Stamm ein Diskussionspapier vor, das Reents für KONKRET zusammengefaßt hat.

In ihrem Programm haben die GRÜNEN ein Bekenntnis zur Gewaltfreiheit abgelegt, das in der Formulierung so felsenfest ist, wie sonst kaum etwas in dieser Partei: »Unser oberster Grundsatz lautet: Humane Ziele können nicht mit inhumanen Mitteln erreicht werden. Gewaltfreiheit gilt *uneingeschränkt* und *ohne Ausnahme* zwischen allen Menschen...«.

Sowohl der Ministerflügel (Pressekürzel: »Realos«), als auch die Ökosozialisten und Radikalökologen (Pressekürzel: »Fundis«) bei den Grünen behaupten, daß das für sie völlig unstrittig sei. Trotzdem steht die »Gewaltfrage« immer wieder im Zentrum der Auseinandersetzung in dieser Partei. Warum? Weil alle, für die die Gewaltfreiheitsposition angeblich »unstrittig« ist, in dieser Frage schlicht *die Unwahrheit* sagen.

Als die grüne Bundestagsfraktion anläßlich der Debatte über den »Deutschen Herbst« das Ziel einer Amnestie der politischen Gefangenen kontrovers diskutierte, äußerte sich Otto Schily so: »Wir müssen uns vor Augen führen, wie schwierig die Entscheidung in einem Krisenstab ist. Dazu gehört auch die Frage, ob die milde Lösung immer die beste ist... Wer den bewaffneten Kampf auf seine Fahnen schreibt, den kann der Staat nicht einfach laufen lassen. Sonst werden doch die Truppen aufgefüllt.« (»taz«, 15.10.87)

Nach den Todesschüssen auf zwei Polizisten an der Startbahn West beschloß die Realo-Mehrheit des Fraktionsvorstands u.a.: »Es muß nach den Tätern gefahndet werden. Sie müssen vor Gericht gestellt werden.« Und Otto Schily ergänzte, der Staat müsse nun »mit Festigkeit reagieren«. Es sei ihm »unbegreiflich, wenn Grüne die Fahndungsforderung nicht unterstützen würden«. (»taz«, 4.11.87)

Die radikalökologischen und ökosozialistischen Mitglieder der grünen Bundestagsfraktion stimmten ihrerseits gegen eine Herabsetzung der Mindeststrafe für Vergewaltiger von zwei Jahren auf ein Jahr (ggf. auf Bewährung), weil »bei allem Verständnis für grüne Kritik am herrschenden Straf- und Knastsystem«, es »Frauen als Schlag ins Gesicht (empfinden), daß der Anfang der Entkriminalisierung ausgerechnet bei Vergewaltigern ansetzen soll«.

Im übrigen enthält das grüne Programm eine Reihe von Forderungen, die unabhängig von internen Auseinandersetzungen von allen Mitgliedern geteilt werden, und die ohne das Vorhandensein von Gewaltmitteln gar nicht erfüllbar sind:

Wie will die grüne Partei z.b. die Einhaltung von ökologischen *Vorschriften* gegenüber der Industrie *durchsetzen,* wie will sie die Einhaltung eines Export*verbots* von Rüstungsgütern *durchsetzen,* wenn nicht mithilfe von Strafandrohung, also mit Hilfe staatlicher Gewaltmittel?

Weil aber »die Strafe, der Zwang, dem menschlichen Verhalten widersprechen« (Marx), kann *egal welche* Forderung nach Fahndung, Strafe usw. nicht »human« sein.

Und wenn »Strafe« (zu) erteilen bedeutet, Gewalt an(zu)wenden« (T. Hobbes), dann läßt sich eine Übereinstimmung von grünem Bekenntnis und grünen Forderungen nur durch eine Vergewaltigung des Denkens bewerkstelligen. Da es nämlich unmöglich ist zu leugnen, daß RAF-Mitglieder, der Todesschütze von Frankfurt oder Vergewaltiger zugleich *Menschen* sind, also laut grünem Programm auch ihnen gegenüber »Gewaltfreiheit uneingeschränkt und ohne Ausnahme« zu gelten hätte, bleibt als rettender Ausweg nur die gedankliche Barbarei: »rechtsstaatliche« Gewalt ist keine Gewalt, sondern wird in Gewaltfreiheit umdefiniert. Oder, um den »Großen Bruder« aus Orwells »1984« zu zitieren: »Krieg bedeutet Frieden«.

Das ist die grundsätzliche Unwahrheit des grünen »Prinzips der Gewaltfreiheit«.

»Im Namen der Gewaltfreiheit« fordern die Realos die Linken zur Distanzierung von »militanten Aktionen« auf – und »im Namen der Gewaltfreiheit« fordern Ökosozialisten die Realos auf, die Forderung nach Austritt aus der NATO unangetastet zu lassen.

»Im Namen der Gewaltfreiheit«, wie sie als grüne Programmlüge flügelübergreifend akzeptiert wird, ist das für Linke aber ein Kampf auf von vornherein verlorenem Posten. Denn sie haben dann um ein paar Ausnahmen vom »Prinzip der Gewaltfreiheit« zu streiten, deren großer Nachteil es ist, daß ihnen nicht das Adjektiv »staatlich« vorangestellt werden kann. Die Linke ist damit der eigentliche Gefangene dieser Heuchelei.

In einem 20:13-Beschluß hat die grüne Bundestagsfraktion nun einen weiteren Schritt zur *Ver(rechts)staatlichung der Grünen* getan:

»Die Fraktion bekräftigt den Grundsatz der Gewaltfreiheit für ihre politische Arbeit. Sie lehnt ausdrücklich Bündnisse und eine Zusammenarbeit mit Gruppierungen, die militante Aktionsformen praktizieren, ab. Zugleich wird sie sich wie bisher um einen Dialog mit Militanten bemühen. Die Fraktion sieht es als Aufgabe der GRÜNEN an, das Prinzip der

Gewaltlosigkeit in den Aktionen von Bürgerprotest und Widerstand auch dort durchzusetzen, wo Menschen anderer Überzeugung sind.«

Dieses »gewaltfreie« Programm zur Verstaatlichung nicht nur der Grünen, sondern aller gesellschaftlicher Oppositionsbewegungen, ist ohne Gewalt nicht zu haben. Oder wie soll ein »Prinzip« gegenüber Menschen »durchgesetzt« werden, die »anderer Überzeugung« sind? Und wie hätte die Hamburger GAL z.B. entsprechend eines solchen Beschlusses in der Auseinandersetzung über die Hafenstraße agieren müssen? Sie hätte sich aus der Solidaritätsbewegung zurückziehen müssen, sie hätte auch andere Unterstützer zum Rückzug drangen müssen, und damit – ohne ihre Rolle zu überschätzen – dazu beigetragen, daß die Hemmung des Senats gegenüber einer polizeilichen Räumung der Häuser weit geringer gewesen wäre.

Hubert Kleinert, Waltraud Schoppe und andere grüne Realos haben das Verhalten des Hamburger Senats in Sachen Hafenstraße als »einmalige Öffnung gesellschaftlicher Institutionen für zivile und gewaltfreie Lösungsstrategien« bezeichnet. Mit der Wirklichkeit hat das nichts zu tun, die Realos feiern damit nur ihre eigenen Einbildungen. Ob man es sympathisch findet oder nicht: der Verzicht auf eine Räumung der besetzten Häuser war das Resultat einer breiten Unterstützerbewegung *und* der Bereitschaft der Bewohner, gegen eine Räumung militanten Widerstand zu leisten. Darin liegt mit Sicherheit kein Modell für alle gesellschaftlichen Konflikte, aber es ist die Wahrheit über diesen Konflikt.

Nur: Politischer Verstand und intellektuelle Ehrlichkeit gehören leider nicht zu den »vier Grundsäulen« grüner Politik.

Konkret 01/88, S. 22

Jerry Sommer

London Connection

In London flog ein Komplott zur Entführung hochrangiger ANC-Mitglieder auf. Kaum gefaßt, wurden die Täter wieder freigelassen. Zu brisant ist den britischen Behörden, was ein Prozeß zu Tage gefördert hatte.

»Ich greife sie an, wo immer sie sein mögen – und sei es in London«, stieß der südafrikanische Premierminister Botha vor einigen Jahren wütend aus. Im Visier des Apartheid-Chefs: Die Mitglieder der südafrikanischen Befreiungsbewegung »African National Congress« (ANC), die ihre wichtigste Auslandsvertretung außerhalb Afrikas in der britischen Hauptstadt unterhält.

Botha sprach keine leeren Drohungen aus. Im Juli letzten Jahres verhaftete die Anti-Terroristen-Einheit von Scotland Yard auf der britischen Insel vier Männer und klagte sie der »Verschwörung zur Entführung von Mitgliedern des ANC vom September 1986 bis zum Juli 1987« aus London an.

Aufgeflogen war das Komplott durch einen Zufall. Auf einer Herrentoilette eines Hotels am Londoner Piccadilly Circus hatte die Sittenpolizei wegen homosexueller Belästigungen einen Mann festgenommen, der vorgab, Frank Larsen zu heißen und Offizier des britischen Geheimdienstes Ml 5 zu sein. Als sich sein vorgezeigter Militärausweis als gefälscht erwies, übernahm die Anti-Terror-Truppe von Scotland Yard den Fall. Bei der Durchsuchung seines Hauses beschlagnahmte sie unter anderem detaillierte Pläne zur Entführung von ANC-Politikern und eine Reihe von gefälschten britischen Militär- und Polizeiausweisen. Drei weitere mutmaßliche Terroristen wurden festgenommen: John Larsen, 27, der sich als Sohn von Frank Larsen ausgab, aber in Wirklichkeit der Norweger Hans Dahl ist; Jonathan Weathley, 28, ein ehemaliger Fallschirmspringer der britischen Armee, und Evan Dennis Evans, ein 48jähriger Brite, der bis 1985 Söldnerdienste in einer für Sabotageaktionen außerhalb des Landes zuständigen Sondereinheit der südafrikanischen Armee leistete und sich nun in einem entlegenen Ort in Wales als Geschäftsmann zur Ruhe gesetzt hat. Auch der Anführer des Teams, der 53jährige Frank Larsen, der in Wahrheit Viggo Oerbak aus Norwegen ist, kommt aus dem Milieu. Als Mitglied des rhodesischen Geheimdienstes half er dem rassistischen Regime des lan Smith Ende der 70er Jahre bei der Schwarzen-Hatz.

Unter strengsten Sicherheitsvorkehrungen wurden die vier Untersuchungsgefangenen in das Londoner Terroristen-Gefängnis »Wormwood Scrubs« eingeliefert. Die Lage sei »extrem ernst«, erklärten Scotland Yard-Beamte der ANC-Mission. Doch drei Monate später soll alles nur ein Witz gewesen sein. Auf Anweisung des englischen Generalstaatsanwaltes wurde die Anklage Ende Oktober plötzlich fallengelassen. Begründung: »Mangel an Beweisen«. Die Angeklagten seien nur »Fantasten«.

Diese Version ist alles andere als glaubhaft. Zahlreiche Indizien, diW von der Staatsanwaltschaft vor dem Untersuchungsrichter angeführt oder von der britischen Presse durch eigene kriminalistische Recherchen zusammengetragen wurden, ergeben ein ganz anderes Bild.

Unter den von Scotland Yard im Haus von Frank Larsen beschlagnahmten Papieren befanden sich genaue Anweisungen darüber, wie die Entführung ablaufen sollte. Auf einer »Hit-Liste« der zu kidnappenden ANC-Mitglieder waren unter anderem aufgeführt: Oliver Tambo, der Präsident des ANC, der in London ein Haus besitzt; Joe Slovo, langjähriger Chef der Militärorganisation des ANC »Speer der Nation« und gegenwärtig Generalsekretär der Kommunistischen Partei Südafrikas; Solly Smith, Chef des Londoner ANC-Büros.

Die Polizei fand auch Notizen über ein Gespräch, das Frank Larsen am 12. Oktober 1986 im Hotel »The Bush« in Farnham, einem kleinen Ort südlich von London, mit einem gewissen Johann Niemöller geführt hat. Niemöller ist ein wohlhabender südafrikanischer Geschäftsmann, der früher Offizier der berüchtigten Sabotage-Sondereinheiten der südafrikanischen Armee gewesen war. In den Notizen sind die Ziele der Zusammenarbeit aufgeführt: »1. Die ANC-Organisation in Großbritannien zu zerstören. Die Operationsstrukturen des ANC in Europa und seine Verbindungen aufzudecken. . . «. Vorrangige Aufgabe, so wurde vereinbart, sollte die Entführung hochrangiger ANC Politiker sein. »Die Südafrikaner«, schrieb Larsen weiter, »sind darauf vorbereitet, das Team zu finanzieren und auszurüsten«. Sie sollten zum Beispiel die gefälschten britischen Polizeiausweise beschaffen.

Sorgfältig wurde ausgearbeitet, wie der Verdacht nach einer gelungenen Entführung von Südafrika abgelenkt werden könnte. »Alle handelnden südafrikanischen Personen müssen als Briten erscheinen«, heißt es in den Notizen. Doch diese einfache Tarnung war den Verschwörern nicht genug. Gleichzeitig sollte der Verdacht auf die in London ansässige Exil-Opposition gegen die als links geltende Regierung des Präsidenten Albert René auf den Seychellen gelenkt werden. Diese kleine Inselgruppe im Indischen Ozean ist von strategischer Bedeutung wegen ihrer relativen Nähe zum 1000 Kilometer entfernten US-Stützpunkt Diego Garcia und wegen ihrer Lage an der Ölroute der Supertanker vom Persischen Golf zum Kap der Guten Hoffnung, der Südspitze Afrikas. Nachdem 1977 der Sozialist René die Macht auf den Seychellen übernommen hatte, versuchten antikommunistische Widerstandsgruppen, die ihr Hauptquartier in London aufgeschlagen haben, wiederholt, einen Putsch zu organisieren. Aber alle schlugen fehl.

In diese Londoner Exilgruppen hatten sich die beiden Larsens und Weathley seit 1984 erfolgreich eingeschleust. Sie traten als britische Geheimdienstoffiziere auf, die den Exilanten helfen wollten, das verhaßte René-Regime zu stürzen. Sie erlaubten sich sogar den Spaß, in britischer Armeeuniform nach einer inszenierten Vereidigungszeremonie der zukünftigen »demokratischen« Regierung der Seychellen für ein Foto zu posieren. Ein 700-seitiger Plan für den Seychellen-Putsch – Codename: »Operation Lay out« – wurde erarbeitet, den die Polizei ebenfalls bei der Durchsuchung des Hauses von Frank Larsen fand. Auch den vierten wegen des ANC-Kidnapping-Komplotts angeklagten Evan Dennis Evans hatte Larsen Anfang 1986 unter dem Vorwand angesprochen, seine Kenntnisse als ehemaliger Offizier einer südafrikanischen Sabotageeinheit für den Seychellen-Coup zu benötigen. Doch der ganze Plan war vom Larsen-Team anscheinend nur vorgetäuscht, um Hilfsgruppen für den ANC-Entführungscoup zu organisieren und gleichzeitig den Exil-Seychellois das Kidnapping in die Schuhe schieben und sie damit hinter britische Gitter bringen zu können. Darauf deuten zwei Tatsachen hin: Der Südafrikaner Niemöller, der sich auf Larsens Intiative im Oktober 1986 etwa zehn Tage im Londoner Haus von Pierre Ferrari, einem Führungsmitglied der oppositionellen »Demokratischen Partei der Seychellen«, aufhielt, hinterließ seinem nichtsahnenden Gastgeber ein Päckchen mit Betäubungsmitteln und Giften. In Frank Larsens Notizen war Ferrari als einer genannt, der den entführten ANC-Mitgliedern Gift verabreichen sollte.

Hintergrund dieser Tarnoperation dürfte sein, daß sich die Beziehungen zwischen der René-Regierung und Südafrika in den letzten Jahren spürbar verbessert haben, nachdem der bisher aufwendigste Umsturzversuch gegen die Seychellen-Regierung 1981 vom südafrikanischen Geheimdienst mitorganisiert, aber gescheitert war. Inzwischen soll ein Teil der südafrikanischen Ölimporte – entgegen dem Sanktionsbeschluß der UNO – über die Seychellen abgewickelt werden. Südafrika hat ein Interesse daran, diese Transaktionen auszuweiten. Nach dem Motto: Eine Hand wäscht die andere, hätte die Ausschaltung der Anti-René-Opposition in London durch die südafrikanische ANCAktion den Weg zu diesem Handel ebnen können.

Doch nicht nur die beschlagnahmten Dokumente und die Aussagen Ferraris weisen darauf hin, daß die Auftraggeber für den Entführungsplan in Südafrika sitzen. Dies bezeugte auch der Mitangeklagte Evans vor dem Untersuchungsrichter. Er erzählte, daß ihn Niemöller, der Ex-Kollege aus seiner Zeit in der südafrikanischen Sabotageeinheit, bei einem Besuch im Herbst 1986 aufgefordert habe, Sprengstoff zu besorgen, um das Londoner ANC-Büro »in die Luft zu sprengen«. Er habe abgelehnt, aber Niemöller mit den anderen Angeklagten bekanntgemacht. Was Evans nicht wußte: Diese steckten mit Niemöller längst unter einer Decke.

Für das Apartheid-Regime wäre die ANC-Operation nichts Ungewöhnliches. Seit Jahren macht es weltweit Jagd auf führende Oppositions-Politiker. Gegen das Londoner ANC-Büro wurde schon 1982 ein Brandanschlag verübt. Zuletzt war am 9. Juli 1987 in Swaziland ein Mitglied der ANC-Führung, Cassius Mike, ermordet und ein anderes, Lucas Seme, entführt worden. Mehrmals hatten die Attentäter bei solchen Anschlägen versucht, Spuren zu legen, die auf den britischen Secret Service als Urheber hindeuteten. Offensichtlich ist jedenfalls, daß eine großangelegte Geheimdienstoperation auf britischem Boden im Gange war. Außer »Fantasie« hat das Larsen-Team viel Zeit und jede Menge Geld in die Vorbereitung des Komplotts investiert. Trotz zahlreicher Beweise und eines gesprächigen Angeklagten ließ die Generalstaatsanwaltschaft den Prozeß fallen. Wenige Wochen später wurde der Gang-Leader Viggo Oerbak alias Frank Larsen unter dem Vorwand, er habe die britischen Einwanderungsgesetze verletzt, des Landes verwiesen. Er hatte sich noch nicht einmal wegen des Besitzes gefälschter Polizei- und Militärausweise und seines jahrelangen Auftretens als britischer Offizier vor Gericht zu verantworten. Die britischen Behörden wollten den Fall einfach los sein. Denn dieser Prozeß drohte für die britische Regierung politisch zu heikel zu werden. Zum einen wäre der britische Geheimdienst selbst in die Schußlinie geraten. Seit September 1986 waren die britischen Behörden zumindest über Larsens Auftreten als britischer Offizier und über die »Operation Lay out« gegen die Regierung der Seychellen informiert. Wahrscheinlich wußte der Secret Service auch von dem London-Aufenthalt des Südafrikaners Niemöller, da das Haus seines Gastgebers Ferrari überwacht wird. Trotzdem ließen sie das Larsen-Team zehn Monate ungestört seine Verschwörungspläne verfolgen. Nicht zu umgehen gewesen wäre bei einem Prozeß auch die Frage nach Beziehungen zwischen dem britischen Geheimdienst und den Angeklagten. Frank Larsen behauptet, er hätte schon als Angehöriger des rhodesischen Geheimdienstes Kontakte zur Spitze des britischen MI 5 gehabt. Dessen damaliger Chef, Sir John Jones, hätte Anfang der 80er Jahre Larsens Übersiedlung nach Großbritannien organisiert.

Zum anderen wären die Verbindungen zwischen britischem und südafrikanischem Geheimdienst zur Sprache gekommen. Offenes Geheimnis ist, daß im Hauptquartier des Secret Service in Cheltenham regelmäßig Zusammenkünfte mit den Kollegen vom CIA und aus Südafrika stattfinden. Informationen über ANC-Exilanten im Westen werden gegen Daten über sowjetische und kubanische Aktivitäten in Afrika ausgetauscht. Darüber hinaus hätten Enthüllungen über kriminelle Machenschaften der südafrikanischen Regierung auf britischem Boden dem Kurs der Thatcher-Regierung gegenüber dem Apartheid-Staat sicher keine neuen Freunde zugeführt. Als vehementeste Gegnerin von wirtschaftlichen Sanktionsmaßnahmen in der westlichen Welt macht die »Eiserne Lady« ihrem Namen alle Ehre. Das britische Kapital – mit 36 Milliarden DM der größte ausländische Investor in Südafrika – ist ihr da näher als alle Menschenrechte. Sie war es, die den ANC als »eine typisch terroristische Organisation« bezeichnete, mit der sie nichts zu tun haben wolle.

Die Entscheidung, den Prozeß niederzuschlagen, fiel genau vier Tage nach dem zitierten Thatcher-Ausspruch. So bleibt es auch dem britischen Gerichtswesen erspart, mit derlei Leuten - und seien sie anvisierte Opfer einer Entführung - »zu tun zu haben«.

Konkret 01/88, S. 24

Walter Boehlich

Reisen bildet

Bismarcks »Gedanken und Erinnerungen« sind ein beträchtliches Stück Literatur. Jetzt hat der Eiserne Kanzler Nr. 2 seine Erinnerungen und Gedanken aufgeschrieben: trostlose Aufzählungen eines Renommierhansels.

Es gilt als Volksweisheit, daß der, der eine Reise getan hat, etwas erzählen könne. Das Reisen war unbequem, und die Leute reisten selten. Waren sie zurückgekehrt, hatten sie meist etwas gesehen, was die anderen nicht kannten. Also erzählten sie davon, so gut sie eben konnten. Heutzutage ist das Reisen zwar immer noch lästig, aber vergleichsweise bequem und daher zum Volkssport geworden. Wer auf sich hält, schaut sich die Welt an. Vielleicht hat er etwas davon; auf jeden Fall kommt er mit reicher Foto-Ausbeute zurück, und wenn er kein Talent zum Erzählen hat, kann er wenigstens seine Bilder vorweisen.

So ein Reisender ist Helmut Schmidt vermutlich nicht, schon weil er nicht zum Vergnügen, sondern aus Pflichtbewußtsein gereist ist. Irgendwo war immer eine Konferenz, oder ein Gipfeltreffen, oder ein Arbeitsessen. Man kann es nicht leugnen, er ist viel herumgekommen. Allein in den Vereinigten Staaten ist er an die hundert Mal gewesen. Natürlich nicht nur dort, aber nirgendwo so häufig. Jetzt, im Ruhestand, hat er Muße und erzählt uns allen, wo überall er gewesen ist und was er dort erlebt hat. Sein Verleger hat sich ausgerechnet, daß die geteilte Nation auf kein anderes Buch so neugierig sein müsse, und – jedenfalls hat er das erklärt – eine Erstauflage von einer Viertelmillion Exemplaren gedruckt. Das sind in Worten zweihundertfünfzigtausend Bände.

Nun wäre Helmut Schmidt nicht Helmut Schmidt, wenn er getan hätte, was alle anderen vor ihm getan haben, nämlich schlecht und recht aus der Schule geplaudert und sein aufregendes Leben abgespult, von den Kinderjahren bis ins reife Mannesalter. Für so etwas ist der Mann zu bescheiden, denn, das läßt er uns wissen, von politischen Selbstbespiegelungen hält er nichts. Nicht von sich und seiner privaten Biographie hat er sprechen wollen, sondern von etwas ungleich Wichtigerem, von »Menschen und Mächten«. So jedenfalls heißt sein Buch, dem über kurz oder lang ein zweites folgen soll, das dann sein Wirken in Europa schildern wird.

Das erste, was wir in den Händen haben, beschränkt sich fast ausschließlich auf seine Reisen nach Rußland, nach China und in die Vereinigten Staaten und handelt von den drei Großmächten, die seiner Meinung nach in der nächsten Zeit die Geschicke des Erdballs bestimmen werden. Mit seinen Worten bilden sie das »kommende Dreieck strategischer Macht«. Die Strategie ist sein Hobby geblieben, die Weltwirtschaft kommt erst an zweiter Stelle. Tocqueville, den er bewundert, hatte es da leichter. Der konnte sich noch auf zwei Weltmächte beschränken, auf die Vereinigten Staaten und Rußland. Seine Vorausschau hat ihm den Ruf eines politischen Propheten eingetragen, und wenngleich er auch nur gesagt hat, was andere neben ihm ebenfalls gesagt hatten, hat der Glanz seines Stils und die Qualität seines Denkens fast allein ihn überleben lassen.

Wie wir wissen, ist es gekommen, wo Tocqueville es kommen sah; daß es aber nicht so bleiben wird, versteht sich von selbst. Nur, wie wird es diesmal kommen? Helmut Schmidts Ehrgeiz scheint zu sein, Tocqueville abzulösen, indem er seinerseits den Propheten spielt. Nur mag er sich nicht wirklich festlegen, denn außer den drei kommenden Weltmächten gibt es offensichtlich noch ein paar schlafende Riesen mehr. Die EG zum Beispiel, mit der Schmidt ziemlich unzufrieden ist, da sie zwar wirtschaftlich mächtig, aber in sich uneins ist. Die größeren Chancen gibt er denen, die wirtschaftlich ohnmächtig oder schwach sind, aber über Menschenmassen verfügen, die sich irgendwann einmal strategisch artikulieren werden. Auf diesem Wege bringt er auch noch Indien und die islamischen Völker ins Spiel. Mit anderen Worten, was kommen wird, weiß er auch nicht, und deswegen hält er sich bedeckt, läßt alle Möglichkeiten offen und stellt im selben Atemzuge in Frage, was sich gerade noch so prophetisch ausgenommen hatte.

Auf den ersten Blick scheint, was er sagt, besonnen und nüchtern zu sein. Er käme nie auf den Gedanken, in der UdSSR das Reich des Satans zu erblicken, in der Volksrepublik China eine neue gelbe Gefahr zu wittern, sondern plädiert dafür, die anderen so zu nehmen, wie sie einmal sind, anders nämlich, und damit zu rechnen, daß sie anders sind. Aber auf den zweiten Blick kann man erkennen, daß sich hinter der scheinhaften Nüchternheit nichts anderes verbirgt als die blanke Ideologie, um nicht zu sagen: notwendig falsches Bewußtsein.

Helmut Schmidt hat bewußt oder unbewußt Vorentscheidungen getroffen, die seinen blanken norddeutschen Blick trüben. Die prekärste davon lautet: Russland ist immer eine expansionistische Macht gewesen und wird eine expansionistische Macht bleiben, woraus folgt, daß die 'freien Völker' von ihr bedroht sind oder doch bedroht sein könnten, wenn sie sich nicht zu einer militärischen Allianz zusammenschliessen, also rüsten für ein Gleichgewicht, von dem beide Seiten bis vor kurzem immer nur behauptet haben, daß es nicht hergestellt sei. Das Dumme ist nur, daß er nirgends einen Beweis für den russischen Expansionismus liefert, sondern sich auf die bekannten Belege der sogenannten Besitzstandswahrung beschränkt. Die Konsequenz dieses Vorgehens ist die Formel: Mit den Russen leben, die ein wenig verdrossen klingt. Als käme sie von dem Manne einer zänkischen Frau, mit der er eben auch leben muß.

Mindestens so schwer wie dieser Expansionismus wiegt indessen der Traum von der kommunistischen Weltrevolution, mit dem man unter keinen Umständen leben kann. Der macht die Sache anstrengend, die doch gleichzeitig so einfach ist. Die andere Weltmacht nämlich scheint vollkommen frei sowohl von expansionistischen Gelüsten als auch von einer missionarischen politischen Ideologie zu sein. Wo Helmut Schmidt dle Russen beim Wort nimmt, nimmt er die Nordamerikaner wörtlich, so als sei das Sprechen von Freiheit und Gleichheit identisch mit verwirklichter Freiheit und Gleichheit. Sein Bild von den Vereinigten Staaten ist fast idyllisch, es sei denn, es gehe um den ökonomischen Egoismus, der sich den Teufel um die Allianz schert. Aber auch da gilt, daß man sie nehmen muß, wie sie einmal sind, auch wenn man ihre großen Schweinereien mißbilligt. Schließlich ist man Atlantiker, auch wenn die Schlußbetrachtung »Schlußbetrachtung eines Europäers« überschrieben ist. Europäer ist Helmut Schmidt auch wieder auf eine ziemlich naive Weise. Hamburger zu sein, ist schon recht gut, aber Europäer zu sein, nicht als Bildungswesen, sondern als politisches Wesen, ist das Schönste. Die Heilserwartung ist unübersehbar, und alles gäbe er darum, daß die UdSSR am europäischen Wesen genese.

Zwar wollte Helmut Schmidt nicht von sich selbst sprechen, sondern eben von den Menschen und Mächten, mit denen er als Politiker zu tun gehabt hat – aber wie soll er sich dabei aussparen? Schließlich war ers ja, der gereist ist, der zugehört und geredet hat, und wenn er auch noch so sehr den Schein meiden will, sich selbst fehlerlos zu sehen, so kann er doch nicht anders als die Dinge so schildern, daß am Ende fast immer er recht gehabt und behalten hat.

Weg ist alles understatement, Helmut Schmidt hat gezeigt, was eine Harke ist und wo die Musik spielt. Andere mögen treffliche Fachleute sein oder auch nur zu juristischem Denken neigen, er aber ist auf allen Feldern gleich gut, denn das Entscheidende hat er schon im Elternhaus und in der Schule mitbekommen. Rußland kennt er nicht bloß aus dem Kriege, nein, die großen russischen Autoren hat er schon vor dem Kriege gelesen, und nach dem Kriege wieder andere. Nichts kann ihn überraschen, denn er kennt die 'russische Seele', die russische Kunst, die russische Musik, er ist wohlvorbereitet, aber merkwürdigerweise berichtet er zwar allerlei über russische Trinksitten und russische Verhandlungsformen, bloß wo es sich nicht länger um Strategie und Ökonomie handelt, verkommt alles zum reinen namedropping. Es sind trostlose Aufzählungen, die mit keiner Anschauung gefüllt sind.

Nicht ganz so imponierend waren seine Kenntnisse von Nordamerika, aber da hat er später gebüffelt und nach Mark Twain und Jack London und einigen »Gruselgeschichten« von E.A. Poe auch Hemingway und Wilder gelesen. Nichts, womit man sonderlich Staat machen könnte, aber genug für einen Staatsmann, der gern ein zweiter 'eiserner Kanzler' gewesen wäre. Der erste, Bismarck, hat weniger mit seinen Literaturkenntnissen kokettiert, aber er hatte welche, und er hatte noch etwas, was Helmut Schmidt nicht hat: Sprache. Man mag über den Wahrheitsgehalt der 'Gedanken und Erinnerungen' urteilen wie immer, eins steht außer Frage: Bismarck kann man mit Genuß lesen, Schmidt nicht. Wo Breschnew oder Mao noch in Helmut Schmidts Nacherzählung einen Vorrat an anmutenden Redensarten zu besitzen scheinen, wird bei ihm alles hölzern und ledern, ganz gleich, ob er stolz darauf besteht, daß die Brücke nicht schmaler als der Fluss sein dürfe, was der reine Unsinn ist, oder ob er sich beim Besuch in der Serengeti-Steppe vor allem davon beeindrucken läßt, daß ein Milan Karl Klasen das Brot aus der Hand stahl. »Mehrere Naturparks bieten dem Europäer hinreissende Panoramen und Tausende wilder Vögel.« Das wars dann auch.

Reisen, heißt es, bildet. Ich habe meine Zweifel. Den Stil wenigstens scheint es nicht immer zu bilden. Den 250 000 potentiellen Käufern kann man nur empfehlen, den Band ins Regal zu stellen und dort zu lassen, sonst fragen sie sich eines Tages, was um alles in der Welt ein 'Klartext der Gerontokratie« sein mag.

Konkret 01/88, S. 26

Winfried Wolf

Stürmt die Fluchtburgen

Aufgebrachte Stahlarbeiter nahmen das kalte Vorstands-Buffet und die Krupp-Villa Hügel im Sturm. Das Stahl-Kapital ist auf der gut geplanten Flucht.

Daß es je soweit kommen würde: Am 9. Dezember 1987 brechen rund tausend ungeladene Stahlwerker in die traditionsreichste Burg des deutschen Großkapitals ein – die »Villa Hügel« in Essen. Das Krupp-Stahlwerk Rheinhausen ist zu diesem Zeitpunkt faktisch besetzt – nichts geht mehr ohne den Willen der Produzenten, die dennoch pünktlich zu Schichtbeginn erscheinen, um nicht den Rechtsanspruch auf Lohnausfallgeld zu verlieren. Wir befinden uns trotz alledem in Deutschland (West).

Die Drahtzieher für die Misere bei Krupp und der Montanindustrie an Ruhr, Rhein und Saar sitzen allerdings nicht mehr in Essen. Sie bevorzugen das Feinere: Düsseldorf, München und Frankfurt. Es sind die Thyssens, und die, die bei Thyssen das Mit-Sagen haben, die Herren der Allianz-Versicherung und der Deutschen Bank. Sie entscheiden darüber, wann die Maxhütte in Sulzbach-Rosenberg geschlossen wird, ob Klöckner als nächstes den Gang zum Konkursrichter antreten muß, wann für den Saarstahl endgültig die Totenglocken läuten, wieviel tausend Arbeitsplätze bei Hoesch, Mannesmann, Krupp und Salzgitter in den nächsten Wochen und Monaten liquidiert werden.

»Alle Hüttenwerke im Duisburger Raum gehören unter ein Dach«. Das hatte vor zwanzig Jahren der Thyssen-Vorstand gefordert. Vor knapp fünf Jahren präsentierten die »Stahlweisen« (»Moderatoren«) im Auftrag des eben neu gebildeten Wendekabinetts ihr Projekt der Umstrukturierung der Stahlindustrie. Punkt 1 des Plans lautete: »Zusammenschluß der Kapazitäten von Thyssen und Krupp zur 'Gruppe Rhein'«. Hierzu hatte es jeweils heftige Dementis und Widersprüche gegeben. Jedoch: Exakt die damit verbundenen Projekte werden jetzt materielle Gewalt.

Thyssen erzeugt mit 11 Millionen Tonnen Rohstahl im Jahr bereits soviel wie seine drei nächsten Konkurrenten Klöckner, Krupp und Hoesch zusammen. Unter diesen Umständen stand eine weitere Flurbereinigung auf der Tagesordnung. Das Ende November verkündete Modell: Krupp schließt das Werk in Rheinhausen, Mannesmann übernimmt dessen Rohstahlerzeugung, Thyssen vereinnahmt die Kruppsche Profilstahlproduktion und erhält somit das Monopol bei der Herstellung von Schienen, kann hier europaweit die Preise diktieren.

Willi Schmotz von der IG Metall Duisburg zum Auftritt der drei Manager, die dieses Arrangement verkündeten: »Als ich Kriwet (Thyssen), Cromme (Krupp) und Liestmann (Mannesmann) sah, habe ich einen Drahtzieher und zwei Marionetten gesehen«. Zufall oder Methode: Eine Woche darauf komplettierte die EG-Ministerrunde diese Flurbereinigung. Die »Quotenregelung« für Stabstahl und Walzdraht wird aufgehoben und hiermit das Todesurteil für die Maxhütte und den Saarstahl angekündigt.

Weltweit wird vom großen Kapital in der Montanindustrie das praktiziert, was die Grünen fordern: Der »Umbau.der Industriegesellschaft«. Entgegen anderslautenden Gerüchten, wonach »die Wirtschaft« ein sensibles Gewächs sei und jede Veränderung langfristig geplant sein müsse, erweist sich das in der Stahlindustrie angelegte Kapital – das traditionell in den kapitalistischen Ökonomien des 19. und 20. Jahrhunderts entscheidendes Gewicht hatte und hat – als äußerst flexibel. Seit Mitte der siebziger Jahre gilt der Dreisatz: 1. Verwertungsbedingungen verschlechtern sich; 2. der »Umbau« (die Kapitalflucht) muß organisiert werden; 3. was das kostet, zahlen wir nie – her mit der Staatsknete.

Zu Satz eins: Dem stupid im Fall Krupp von den sozialdemokratischen Gesundbetern wiederholten Satz: »Aber Duisburg ist doch Europas bester Stahlstandort« halten die Stahlmanager kühl entgegen: Der beste Standort des Kapitals ist dort, wo maximaler Profit erzielt wird. Möglicherweise auch in Duisburg, sicher nicht bei Stahl. Wachstum von Profit hat auch etwas mit Wachstum von absetzbarer Produktion zu tun. Real gibt es seit 1974 kaum mehr ein Wachstum der weltweiten Stahlerzeugung. Diese lag 1974 bei 708 Millionen und liegt 1987 bei 730 Millionen Tonnen Rohstahl; dazwischen sackte sie jeweils tief ab und könnte demnächst das nächste Tief erleben. Gleichzeitig wuchs ständig der erforderliche Kapitaleinsatz. Trotz Kartellen und Teilmonopolen setzt sich das Wertgesetz durch: die Bedingungen privater Profitakkumulation verschlechtern sich rapide.

Ergo *Satz zwei,* der Umbau: Alle europäischen Stahlkonzerne bauen seit 10 bis 15 Jahren die Stahlerzeugung ab, engagieren sich verstärkt im Maschinenbau, in der Rüstung oder – beispielsweise in den USA – im Versicherungssektor. Um einen Transfer der Verluste im Stahlsektor zu den neuen profitablen Sektoren zu verhindern, werden die Stahlengagements in rechtlich selbständige Töchter eingebracht, die Gewinn- und Verlustabführungsverträge gekündigt. Richtig ist, daß die Kapitaleigner hundert Jahre lang von diesen Stahlgeschäften profitierten, sich förmlich Schatztruhen anlegten (die in der Öffentlichkeit als arg gebeutelt dargestellten Eigner der Klöckner Werke haben diese sogar ins neutrale, niederländische Ausland verbracht). Falsch ist es jedoch, zu erwarten, die Kapitalisten würden nun in schlechteren Zeiten die Verluste mit den früheren Gewinnen ausgleichen. Was der Pleitier und Präsident des Deutschen Industrie-und Handelstages, Otto Wolff von Amerongen, nicht tut (Fall PHB Weserhütte), unterlassen auch seine Klassenbrüder. Und

mehr noch: Wie im Fall Klöckner-Maxhütte in einem Ausmaß erfolgt, das als Wirtschaftskriminalität bezeichnet wird, so saugen die Stahl-Dachgesellschaften ihre stahlproduzierenden Töchter – meist vermittelt über die Stahlhandelsgesellschaften – nochmals kräftig aus, um sie dann wie »Skelette auszusetzen« (Lambsdorff).

Zwischen 1974 und 1987 wurden in der EG 500.000 und in der BRD 140.000 Arbeitsplätze abgebaut. Ein weiterer Abbau von 50.000 Arbeitsplätzen in der bundesdeutschen Stahlindustrie und zusätzlichen 25.000 im Kohlebergbau bis 1989 ist bereits beschlossene Sache. Wenn so etwas bei der Deutschen Bundesbahn erfolgt (minus 100.000 Arbeitsplätze in zehn Jahren) dann geht das – noch – ruhig über die Bühne. Derselbe Einschnitt im kampferprobten, traditionellen Sektor der deutschen Arbeiterbewegung ruft das Proletariat auf die Straße und in die »Villa Hügel«. Womit wir – *Satz drei* – bei der Finanzierung des Umbaus angelangt wären. Das flüchtende Kapital will sich den Umstieg vergolden lassen. Was wissenschaftlich Subventionen sind, läßt sich sozialpartnerschaftlich als »sozialverträgliche Umstrukturierung« verkaufen. 150 Milliarden Mark Stahlsubventionen wurden in der EG zwischen 1974 und 1987 gezahlt. Wenn Stahlwerker in Valencia Barrikaden errichten, in Lothringen Eisenbahnwaggons abfackeln oder hierzulande das Kamener Kreuz blockieren – immer nutzen dies *auch* die kapitalflüchtenden Eigentümer, um einen Nachschlag zu fordern und – oft zusammen mit Betriebsratsfürsten und rechten Gewerkschaftern – neuerlich Befriedung anzubieten.

Insofern läuft heute auch eine »Vergesellschaftung« der Stahltöchter ebenso ins Leere wie das Modell Ruhrkohle, das zwei Jahrzehnte zuvor die Kapitalflucht aus dem Kohlebergwerk absegnete. Der einzig wirksame Angriff ist derjenige auf die Fluchtburgen, die Haftbarmachung der Drahtzieher.

Konkret 01/88, S. 28

Nachrichten

Schießen lernen

Der Niedersächsische Innenminister teilt mit, daß er künftig in seinem Land Polizeibeamte aus Lesotho ausbildet. Vier Polizisten mit Offiziersrang erhalten unter anderem eine vierwöchige Einweisung beim Spezialeinsatzkommando SEK unter der Regie der Polizeidirektion Hannover. Die Kosten trägt das Land Niedersachsen. Schon 1985 waren Polizisten aus Lesotho bei den Niedersachsen, ebenso wie Ordnungshüter aus Ruanda und dem Sudan. »Die Aktionen sind mit dem Auswärtigen Amt in Bonn abgesprochen«, heißt es ergänzend. Na dann ist ja alles in Ordnung.

Läufts nicht?

Massenentlassungen von rund 1400 Beschäftigten in verschiedenen Werken der Firma Adidas in diesem Jahr hat der Hauptvorstand der Gewerkschaft Leder (GL) »auf das Schärfste« verurteilt. Sie fänden statt in Bayern und Rheinland-Pfalz, in Regionen mit bereits hoher Arbeitslosigkeit. Die Betroffenen hätten kaum eine Chance, neue Arbeitsplätze zu erhalten. Nach bereits erfolgten Massenentlassungen stehen jetzt laut einsamem Beschluß des Adidas-Vorstandes weitere Kündigungen bevor, darunter im Werk Wallhalben bei Pirmasens (280 Entlassungen), in den Werken Thüngfeld und Scheinfeld bei Nürnberg (440) sowie im Hauptwerk Herzogenaurach (80). Damit werde die größte Entlassungswelle eingeleitet, die je in der bundesdeutschen Schuhindustrie vorgenommen wurde.

Küchenlatein

Den Mangel, Frau zu sein, kann auch eine gute Ausbildung kaum wettmachen: nur etwa 10 Prozent der über 40jährigen vollzeitbeschäftigten Frauen sitzen auf einem Chefinnen-Sessel. Bei den Männern sind es doppelt so viele. Da Familie und Kindererziehung offenbar immer noch als Domäne der Frau angesehen werden, nehmen Vollzeitarbeitsplätze überwiegend jüngere und kinderlose Frauen ein. Da ist es nur ein Trostpflaster, daß inzwischen beinahe die Hälfte der verheirateten Frauen überhaupt berufstätig ist. Je höher das familiäre Einkommen ist, desto weniger Mütter gehen arbeiten. Studierte Frauen müssen sich im Vergleich mit Männern zu einem hohen Prozentsatz mit unterqualifizierten Tätigkeiten zufriedengeben.

Frauen arm dran

»Armut ist weiblich« – so lautet ein Ergebnis einer Studie über die Entwicklung neuer Armut in der Bundesrepublik. Danach sind 79 Prozent aller über 65jährigen Sozialhilfeempfänger Frauen, fast ein Viertel sämtlicher auf Sozialhilfe angewiesenen Personen sind alleinstehende Frauen mit Kindern.

Zunehmende Armut ergebe sich auch im Zusammenhang mit einer hohen Zahl von arbeitslosen Frauen trotz einer guten Ausbildung mit hoher Berufsorientierung. Eine »Feminisierung der Armut« sei auch bei Witwen, älteren Rentnerinnen und obdachlosen Frauen feststellbar. Die Zahl der nichtseßhaften Frauen habe stark zugenommen, in Westberlin beispielsweise sind es etwa 1000 bei insgesamt 10 000 Obdachlosen. Um dieser Entwicklung entgegenzuwirken, müßten an allen Versorgungsgesetzen frauenspezifische Veränderungen vorgenommen werden. Die Bundesgesetzgebung sei noch an dem alten Rollenbild der Frau als »Zuverdienerin« und Mutter orientiert. Das führe zu einem Verarmungsprozeß bei Frauen, wobei auch das Sozialamt keine Abhilfe leiste.

Auf ihr Konto verbuchen

Aus dem Kurz-Nachrichten-Dienst der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände in einem Bericht über den 28. Internationalen Industriefilm- und Videokongreß: »Die deutschen Filme gewannen einen 1. Preis, zwei 3. Preise und einen Sonderpreis. Bemerkenswert ist, daß die chemische Industrie, die seit Jahren unter starkem öffentlichen Druck steht, sich mit ihren Filmen am besten schlug und alle Preise auf ihr Konto verbuchen konnte. Den einzigen l. Preis für deutsche Filme holte die BASF mit dem von der Gesellschaft für Bildende Filme hergestellten Streifen 'Wenn Moskitos baden

gehen' in der Kategorie G. der Produktionen über technologische, wissenschaftliche und medizinische Forschungen zugeordnet sind. Der Streifen zeigt in eingängiger und informativer Weise und mit eindrucksvollen Bildern die Möglichkeiten der Bekämpfung von Stechmücken, die in Europa nur lästig, in Afrika aber Überträger von gefährlichen Tropenkrankheiten sind. Besonderer Wert wird dabei auf die neuen Methoden der biologischen Bekämpfung der Moskitos gelegt, durch die deren Fortpflanzung verhindert wird, so daß keinerlei Umweltschäden durch Insektizide auftreten und man auch Stechmücken bekämpfen kann, die inzwischen resistent gegenüber herkömmlichen Insektiziden geworden sind.« Einfach so, weil sie eines Tages beschlossen haben: Jetzt werden wir resistent.

Quickies

»Sexueller Frust« ist nach Feststellungen des Bundesverkehrsministeriums eine Ursache für die Raserei auf bundesdeutschen Straßen und Autobahnen. Sein Ministerium sei aber nicht in der Lage, psychotherapeutische Maßnahmen oder Eheberatung anzubieten, sagte Verkehrsminister Jürgen Warnke (CSU) im Haushaltsausschuß bei der Beratung seines Etats. SPD-Abgeordnete vermuteten, daß viele Männer das Auto als »Ersatz für mangelnde Potenz« mißbrauchten – Frauen führen jedenfalls vernünftiger.

Abgefackelt

Brennend war der Haß eines Arbeitslosen auf das Arbeitsamt in Montelimar in Südfrankreich. Nachdem er um ein Gespräch mit dem Direktor gebeten hatte, jedoch nicht vorgelassen worden war, rief er: »Alles raus. Ich lege jetzt Feuer.« Dann leerte er eine Flasche Benzin auf den Teppichboden und warf ein brennendes Streichholz hinein. Danach stellte er sich der Polizei. Der Brand richtete einen erheblichen Sachschaden an. Die Sprechstunden fallen vorerst aus.

Asbest tötet langsam

Die Zahl der Todesfalle nach dem Umgang mit Asbest ist bei den Berufskrankheiten – so der DGB – in den letzten Jahren »alarmierend« gestiegen. Während 1978 noch 46 tödliche Erkrankungen registriert worden seien, habe die Zahl 1986 schon 219 betragen. Der DGB rechnet damit, daß die Spitze des »Krebsberges« erst im Jahr 2000 ereicht wird. Die meisten asbestbedingten Krebserkrankungen würden gleichsam als »Zeitbomben« erst 20 bis 30 Jahre nach der Wirkung am Arbeitsplatz ausbrechen. Weil die offizielle Statistik der Berufsgenossenschaften nur einen geringen Bruchteil aller asbestbedingten Todesfälle widerspiegele, müsse auch davon ausgegangen werden, daß die Dunkelziffer der nicht anerkannten Todesfälle jährlich ein Vielfaches betrage.

Dschungelzeit

Eine erste Koproduktion eines Spielfilms (»Dschungelzeit«) zwischen der DDR und der Sozialistischen Republik Vietnam (SRV) entstand an verschiedenen Originalschauplätzen in Vietnams Nordprovinzen. Die Regie führten gemeinsam Jörg Foth, DDR-Regisseur und Jury-Mitglied zur Vergabe des Max-Ophüls-Preises zur Förderung des deutschsprachigen Nachwuchsfilms in Saarbrücken, mit dem vietnamesischen Regisseur Tran Vu. Die literarische Vorlage lieferte der vietnamesische Autor Banh Bao und die DDR-Autoren Leonja und Peter Wuß. Der Film handelt vom Schicksal einer Gruppe Deutscher, die in der französischen Fremdenlegion gegen das vietnamesische Volk kämpfen.

Reiseziele

Südafrikas Herrenmenschen bekommen immer häufiger Besuch aus bundesdeutschen Landen. Nach einem bereits überproportionalen Zuwachs Ende 1986 stieg das Tourismusaufkommen aus der Bundesrepublik Deutschland nach Südafrika im 1. Halbjahr 1987 um weitere 26,9 Prozent, oder 26.000 Reisende. Für das gesamte Jahr 1987 rechnet die südafrikanische Regierung mit einer Gesamtsteigerung von 30 Prozent gegenüber 1986.

radikalauer von Winfried Thomson

Wenn die Nachrüstung zur Abschaffung der Mittelstrecknwaffen geführt hat: warum fuhren wir dann nicht hier den Kommunismus ein, um ihn zu überwinden?

Stoltenberg – eine Zinsenweisheit

Äthiopien – wäre das nicht eine Möglichkeit, diese Molke loszuwerden?

Aus der SPD-Werbung: Zwei Jahre beschattet – der sauberste Politiker, den es je gab

Die CDU will StraBennutzungsgebiihren eintreiben Besonders für die Hafenstraßen.

Vermummungsverbot: Schon gemerkt, daß im Fernsehen keine Zorro-Filme mehr laufen?

Zimmermann unvermummt – ist das Offenheit? Ne, Abschreckung

Konkret 01/88, S. 30

Andreas Herzau

Zwille sein Milieu

Autonom □ wer sich so nennt, will sich und andere glauben machen, es könne ein richtiges Leben im falschen, Räume totaler Freiheit in der Klassengesellschaft geben. Ein folgenreicher Irrtum

Die Särge mit den beiden toten Polizisten waren kaum beigesetzt, die Umstände ihres Todes an der Startbahn West ungeklärt, und die Demonstrationen des Grünen Blocks hatten sich gerade aufgelöst, da verglich die Abgeordnete Waltraud Schoppe die militanten Autonomen mit gewalttätigen Polizisten: Die Unterschiede würden immer kleiner, Gewalt sei und bleibe immer Gewalt und nur der friedliche Protest sei der wahre Protest.

Der Vergleich ist nicht neu. Die Autonomen selbst ziehen ihn immer wieder – auf der Straße: hier Wollmasken – dort Helme und Kameras, hier Lederjacken – dort Plastikschilde und Knüppel, hier Zwillen – dort Panzerfahrzeuge, Walther und Sig Sauer. Und sie müssen erkennen, daß der Vergleich hinkt.

Waltraud Schoppe und ihre Friedensfreunde aber rufen ihnen zu: Schmeißt die Zwillen weg, reißt euch die Masken vom Gesicht, laßt die Steine fallen. Kein Wort der Gewaltlosen, das nach Abrüstung der Polizei verlangt, kein: Knüppel weg, verschrottet die Wasserwerfer, gebt die Pistolen ab! Nur die Autonomen skandieren noch: »Nehmt die Helme ab ! Haltet die Köpfe hin ! « Ihr Witz ist die Forderung des Unmöglichen mit anderen Mitteln.

Auf der anderen Seite keine Rede mehr davon, wie die Startbahn aufgeforstet, die WAA verhindert, die Atomrüstung sabotiert werden könnten. Im Mittelpunkt realer Oppositionspolitik stehen Mummenschanz und Militanz, »Abrüstung von unten«. Denn, wie Rosa L. sagt, ist es das Wesen des Reformismus, das Mittel, den Weg, zum Ziel zu erklären. Schon in den Grundsätzen grüner Politik wird »Gewaltfreiheit«, die ein Mittel sein könnte, gleichberechtigt in den Kanon der Endziele eingereiht, direkt neben Ökologie und Frieden. So ist es denn kein Zufall, daß in der Diskussion über Helme, Haßkappen, Zwillen und Steine die realpolitische Logik schnell zu der des Innenministers aufschließt: Das Problem ist nicht die Startbahn, nicht die WAA – das Problem ist die Militanz. Und nur in der Frage, ob es Anwendung von Gewalt sei, sich auf einen Zufahrtsweg zu setzen und wegtragen zu lassen, gehen die Meinungen (noch) auseinander.

Nun erweist sich aber, daß die Autonomen keineswegs autonom genug sind, sich der von ihnen ausgelösten, dann über sie hereingebrochenen Diskussion etwa souverän zu entziehen. Im Gegenteil: Schon lange vor den Frankfurter Schüssen und den Bonner Reden waren vielen von ihnen die militanten Mittel zum politischen Zweck verrutscht. Waren einst Lederklamotten und Helme nur praktischer Schutz vor Polizeiprügeln, waren Gesichtsmasken der sinnvolle Versuch, das Recht am eigenen Bild gegen die Video-Dokumentationstrupps der Polit-Bullen und Verfassungsschützer zu verteidigen, dienten rechts und links des Demoblocks mitgeführte Seile der Abwehr randalierender Provokateure, galt selbst der Klirrfaktor zunächst bloß der Erregung eines öffentlichen Aufsehens, das mit Latschdemos nicht mehr zu erreichen war, so verkam mit der Zeit, was ehedem als vernünftig erwogen worden war, zu einer Sache um ihrer selbst willen. Die schwarze Kluft wurde zum modischen Fetisch, zum Accessoir des richtigen Staatsfeinds. Wer auf das kleine oder große Schwarze verzichtet, läuft Gefahr, von autonomen DemonstrantInnen als Staatsschützer verdächtigt und spürbar enttarnt zu werden. Die Haßkappe, die Erkennungsschutzmaske, wurde zur Firmenkappe. Nur in dieser Montur erkennt die Gruppe sich wieder.

Und die Bullen die Gruppe. In den Nächten vor und nach Reagans Besuch in Westberlin konnte jeder Autonome froh sein, der die vernünftige Aufforderung, in bürgerlichem Zivil zu erscheinen, beherzigt hatte. Denn bei der Jagd auf Militante waren in Kreuzbergs Straßen Menschen mit schwarzer Lederkleidung freigegeben für alles, was Polizisten Spaß macht. Was dem Schutz und der Hebung des Selbstgefühls dienen sollte, war plötzlich Gefahrenherd und Erkennungsmerkmal. Der Sinn wurde Unsinn.

Anders in Hamburg, im November, als für die Häuser an der Hafenstraße demonstriert werden sollte. Zwar kamen mehr Leute als erwartet, auch in schwarz, aber die Stimmung war eher mau – ein paar witzige Sprüche (»Dohnanyi laß das Wasser ein, Barschel bleibt nicht gern allein«) und das Aufschrecken eines Grüppchens grüner Trachtenträger, das war's. Wie sollte man mit dieser braven Hammelherde die Hafenstraße tatsächlich verteidigen, wenn die Polizei mit Sondereinsatzkommandos, Grenzschutz und schwerem Gerät zur Räumung anrückte? Doch da erwies die schwarze Montur eine ungeahnte Stärke: Die Bürgerpresse war tief beeindruckt. Aus den amtlich gezählten 1.500 Schwarzgekleideten machte sie »ein Heer, eine Truppe«, gegen welche die Polizei »nie hätte gewinnen können«: »Überrascht haben vor allem die große Zahl und die Disziplin der Vermummten. Selbst die Polizei gibt zu, damit nicht gerechnet zu haben. Sollte auch nur die Hälfte von ihnen sich aktiv einer Räumung der Hafenstraße widersetzen – uns stünde eine Auseinandersetzung mit unabsehbaren Folgen bevor.« Kleider hatten Leute gemacht.

Überhaupt: die Presse. Einerseits rückt das spektakuläre Auftreten der Autonomen die Existenz eines gesellschaftlichen Widerstands endlich mal wieder ins öffentliche Bewußtsein – gleich wie entstellt die politischen Forderungen in den Bürgerblättern wiedergegeben werden. Andererseits verleiten die Sensationsmeldungen über kleinste oder auch unsinnige

Aktionen dazu, daß manche Autonome dieses Zerrspiegelbild für die eigene Wirklichkeit halten und sich mächtig toll vorkommen.

Ganz cool wiederum gehen sie mit den Pressefotografen um. Seit es der Polizei erlaubt ist, Pressefotos zu Fahndungszwecken einzusammeln, gilt bei den Autonomen ein Fotografier-Verbot, das auch vollstreckt wird – wenn sich die Fotografen im Zugriffsbereich des Schwarzen Blocks befinden, also unter 500 mm Brennweite. Dann werden mal kurz die unentwickelten Filme gesichtet oder die Kameras konfisziert. Als Mitarbeiter der »Bild«-Zeitung erkannte Fotografen müssen fürchten, daß die gute Nikkon zur Kontaktlinse wird.

Nichts, das stellte sich bei den Auseinandersetzungen mit Polizei wie mit der Presse heraus, muß so gut organisiert sein wie das »Chaos«, das »freie Leben«. Überall müssen eiserne Regeln aufgestellt und Grenzen gezogen werden. Die schützenden Seile rechts und links des schwarzen Demoblocks gelten neuerdings als Grenzzäune des autonomen Territoriums. Erinnert dies noch an die Funktion am Badestrand ausgebreiteter Handtücher, nimmt das Gerede vom »befreiten Territorium« an anderem Ort manifeste Gewalt an: Stadtviertel, die der Staat wegen schlechter Bausubstanz und mangelndem Spekulanteninteresse vorübergehend sozialen Randgruppen überließ, wurden »besetzt« und werden als »befreites Gebiet« verteidigt – gegen Abrißbirnen und Bullen, aber auch gegen Schicki-Micki-Typen, denen das Wohnstudio mitten im Schmuddel der Armut als besonderer Reiz erscheint, und gegen einen gewerblichen Mittelstand, der in dieser aufregenden Gegend »originelle« Kneipen und Boutiquen eröffnet. In Kreuzberg etwa machten sich autonome Ordnungskräfte, eine sogenannte »Kübelfraktion«, auf den Weg, eimerweise Scheiße in die neuen Gourmetschuppen zu kippen und die Besitzer ultimativ aufzufordern, sich zu verpissen.

Gut so, schließlich sind Armutsviertel keine Abenteuerspielplätze für die Bürgerjugend. Aber dann kommt plötzlich Ordnung in die Sache, wird es deutsch und gründlich: In Kreuzberg gibt es schon eine autonome »Kiez-Miliz«, erkennbar an einer Banderole mit schwarzem Stern. Der Weg zur Kiez-Polizei ist da nicht mehr weit, die Frau Schoppe auf eine Weise recht geben könnte, von der sie nicht geträumt hat. Aber Westberlin ist wohl der Sonderfall, der zu jeder politischen Bewegung die blödestmögliche Variante produziert.

Die Autonomen sind Teil der Gesellschaft. Sie leben gegen diese, aber auch in und mit ihr. Auch wenn sie die Abhängigkeiten von der herrschenden Ideologie, von der strafenden und integrierenden Gewalt des Staates kräftiger gekappt haben als andere Oppositionelle, können sie sich den Wechselwirkungen zwischen Herrschaft und Widerstand nicht entziehen, bleiben den Drohungen so ausgesetzt wie den Lockungen. Und werden das Päckchen kleinbürgerlicher Psychopathologie, das jeder mit sich herumschleift, nicht los. Immerhin versuchen sie's ernsthafter als die staatlich approbierte Opposition.

Konkret 01/88, S. 32

Michael Scharang

Buch des Monats: Hafenstraße, Gassergasse

Michael Herrmann/Hans-Joachim Lenger/Jan Philipp Reemtsma/Karl Heinz Roth: Hafenstraße. Chronik eines Konflikts, Verlag am Galgenberg/ Hamburger Rundschau, 258 Seiten, 16 Mark

Was für ein Segen, den Bedingungen einer Rubrik ausgesetzt zu sein: Der Autor freut sich, daß er wenig Platz hat und nicht viel zu schreiben braucht, gleichzeitig kann er sich dem Leser gegenüber wichtig machen, indem er behauptet, wegen Platzmangels nicht alles sagen, sondern alles nur andeuten zu können. Ich antworte deshalb auf die Frage, warum sich ein Beobachter aus Wien für die Hamburger Hafenstraße und für ein Buch über den Krieg einer Stadtregierung gegen Hausbewohner interessiert, nur: Weil die Hafenstraße auch ein Lehrstück und das Buch auch ein Lehrbuch ist über Wiens unmittelbare Vergangenheit und allernächste Zukunft. Das Jugendzentrum in Wiens Gassergasse, nach und nach selbstverwaltet, wurde von der Polizei geräumt und sofort dem Erdboden gleichgemacht. Das Entsetzen über diesen Überfall hatte eine Zeitlang die gewünschte lähmende Wirkung. Bis zum Herbst 1987 als Reaktion auf einen schweren, den Lebensnerv treffenden Anschlag auf die ökonomische Lage der Studenten, die größte Schüler- und Studentenbewegung in der 2. Republik losbrach, größer als die 68er-Bewegung, deren Anführern vom damaligen SPÖ-Vorsitzenden Kreisky der Schneid angekauft wurde und die dann, den Meister übertrumpfend, zu Wortführern des geistigen Opportunismus und der politischen Korruption avancierten.

Die heutige Studentenbewegung ist nicht nur größer, sie ist auch politischer. Von Anfang an durchschaute sie ihre gewählten Vertreter, die sogenannte Hochschülerschaft, zumal die Wiener, als Lehrbuben des regierenden Syndikats, bestehend aus den Christlichreaktionären (ÖVP) und den Sozialkonservativen (SPÖ), und machte sich in Streikkomitees und Basisgruppen selbständig. Die soziale Frage, für Studenten oft nur rhetorisches Ornament der politischen Debatte, sitzt ihnen nun als Überlebensfrage im Genick; deshalb sind sie nicht mehr ohne weiteres integrierbar.

Die gegenwärtige Regierung weiß sich außerdem beauftragt zu sanieren und nicht zu integrieren. Saniert wird das Budget, heißt es nichtssagend. Was aber heißt, ein Budget zu sanieren? Sich das Geld von dort zu holen, wo jetzt schon keins mehr ist. Deshalb rollt, wo saniert wird, letztendlich nicht das Geld; deshalb rollen die Köpfe. Wer das noch nicht wußte, in dem Buch *Hafenstraße. Chronik und Analysen eines Konflikts* – ja natürlich, er kann es dort nachlesen, vor allem wird es ihm in diesem Buch bewiesen: Wo von Sanieren die Rede ist, sind die Ärmel schon aufgekrempelt, um die Liquidierung in Angriff zu nehmen. Die Autoren greifen aus dem allgemeinen Sanierungsprozeß, dem gegenwärtigen Krieg der Machthaber gegen die Bevölkerung, einen exemplarischen Fall heraus:

In der Hafenstraße wird der Krieg bereits bewaffnet geführt. Und mit einer Unerbittlichkeit, der die Autoren gerecht werden, indem sie ihr ein rückhaltloses praktisches, gedankliches und sprachliches Engagement entgegenstellen. Ihrer Arbeit mangelt es deshalb weder an Empirie, noch an Dialektik; sie erspart dem Leser kein Faktum, läßt aber keins vereinzelt stehen, sondern nimmt es auf in den erklärenden Zusammenhang. Der Unerbittlichkeit des Hamburger Senats, dem jedes unredliche Mittel recht ist, korrespondiert die Sorgfalt der Autoren, die auf kein redliches Mittel verzichten. Zwar zählen sie nicht zu den Bewohnern der Hafenstraße, sie sind aber doch mehr als Berichterstatter und Interpreten: Sie sind beteiligt; über Jahre; haben in dem Konflikt vermittelt, den Bekämpften geholfen, einmal sogar eine Lösung vorgeschlagen; und haben an der Art, wie Bürgermeister, Senat, Behörden Polizei und Presse auch mit ihnen umgingen, am eigenen Leib erfahren, wie Machthaber mit einem umspringen, wenn man ihnen nicht ins Konzept paßt – noch dazu, wenn man ihnen nachweisen kann, daß sie über ein solches Konzept trotz aller gegenteiligen Behauptungen nur in Gestalt von Wahnvorstellungen verfügen.

Die gemeinsame Erfahrung befähigt die Autoren, Teile des Buchs gemeinsam zu verfassen, ohne den Anspruch auf jenen journalistischen Konsens herunterzudrücken, der Gemeinschaftsarbeiten oft charakterisiert. Und wo die Autoren sich in eigenen Beiträgen äußern und jeder unverkennbar seine Eigenheiten entfaltet, geht es in keiner Zeile darum, daß einer sich exaltiert vom andern absetzt; auch für die Schreibweise bleibt der gemeinsame Gegenstand bestimmend. Also wirklich ein Buch und kein Sammelband. Ein Buch obendrein, das sich nicht gemein macht mit jener politischen Gebrauchsliteratur, welche Ausbeutungs-, Zerstörungs- und Vernichtungsprozesse trübsinnig wiederkäut, statt nach einem literarischen Mittel zu suchen, um dagegen anzugehen.

Der historische Beitrag freilich, dachte ich beim Lesen des Inhaltsverzeichnisses, wird notwendig herausfallen, allein schon der furchtbaren Aktualität gegenüber wird er es schwer haben. Irrtum. Gegenwart und Vergangenheit, weil innig verschränkt, verschwimmen; die Studie über Stadtsanierung in Hamburg durch die Nazis liest sich wie ein Bericht über die Gegenwart. In einem anderen Beitrag hingegen glaubt man einen Tätigkeitsbericht der Gestapo oder der SS zitiert zu finden, tatsächlich aber wird berichtet, wie Wohnungen aussehen, in denen heutzutage die Hamburger Polizei »gewaltsame Besichtigungen« vorgenommen hat: »Gläser vollgepißt, Klo zerschlagen, Lampe und überhaupt alle persönlichen Sachen zerstört, CS-Gas in Wodka gesprüht, Wasser-, E-, Gasleitungen rausgerissen, Wohnungsdurchbruch mit Platten zugenagelt,

Öfen gestohlen, Scheiben eingedroschen, Zimmertüren geklaut, Vorhang runtergerissen, einer Katze den Unterkiefer zertreten und die oberen Zähne rausgehauen, Pflanzen rausgerupft und zertreten, Feuerschutztür samt umliegender Wand rausgerissen...« Und um die zeitliche Zuordnung zusätzlich zu erschweren, hinterließ die Polizei an den Fenstern weiße Kreuze, wie sie »die faschistischen SS-Besatzungstruppen an die Fenster ermordeter Widerstandskämpfer malten«.

Die fixe Idee, daß ausgermerzt gehört, was die Geschäftserwartung und die davon abgeleiteten Ordnungs- und Wahnvorstellungen irritieren könnte, ist nicht neu. Unter den Nazis erblühte diese fixe Idee zu einer richtigen Wissenschaft, der Soziologie, welche damals ihre Methoden perfektionierte und erprobte; so daß sie heute nicht nur exakt feststellen kann, wo in den Städten die »gemeinschädlichen« Leute wohnen, also nicht nur die Vorarbeit leistet für die Abbruchkommandos, sondern, mindestens so wichtig, auch dafür sorgt, daß das Gesindel nicht geschlossen anderswo unterschlüpft.

Die Nazis waren nicht die ersten, welche die Hamburger Armen- und Arbeiterviertel sanierten, doch sie waren die effektivsten, weil sie für die Betroffenen alternatives Wohnen in Konzentrationslagern einführten. Dann kamen freche Ausländer und sperrten die Lager einfach zu. Als später freche Inländer diese Situation schamlos ausnutzten und in richtigen Wohnungen alternativ wohnen wollten, sahen sich die Bürger in eine verkehrte Welt versetzt. Wie sie die definitiv geradebiegen können, wissen sie noch nicht. Dem verdankt die Hafenstraße den gegenwärtigen Waffenstillstand.

Konkret 01/88, S. 35

Alexander Schubart; Thomas Ebermann; Michael Stamm; Hermann L. Gremliza; Fritz und Andreas

Konkret-Streitgespräch »Abrüstung von unten«?

Zur Diskussion in der KONKRET-Redaktion: Alexander Schubart ("Aschu"), einst Organisator des Startbahn-Widerstands; Thomas Ebermann ("Langer"), grünes MdB; Michael Stamm, GAL Hamburg, kein Flügel); Fritz und Andreas, zwei Hamburger Autonome, die nur für sich sprechen; Hermann L. Gremliza als Fragesteller

Gremliza: Nach den Schüssen an der Startbahn West und noch während des Kampfs um die Häuser an Hamburgs Hafenstraße hat der Streit um die Rolle der Gewalt eine neue Schärfe erreicht. Ging es zuvor um Begriffe wie Militanz und Gewaltfreiheit, so geht es jetzt um Begriffe, die direkt der Atomkriegsdebatte entnommen zu sein scheinen: Die Rede ist von »Aufrüstungskurs« und »Abschreckungspolitik«, von »Gewaltverzicht« und »einseitiger Abrüstung«.

Zugleich häufen sich die Versuche, militante Gruppen, insbesondere die sogenannten »Autonomen«, aus den linken Reihen zu verstoßen. Alexander Schubart, hat gesagt, Gewalt und Gegengewalt seien Ausdruck des gleichen menschenverachtenden Denkens. In der "TAZ« hieß es, die strukturelle Gemeinsamkeit zwischen »durchgeknallten Autonomen« und »KZ-Betreibern, Massenmördern« liege »auf der Hand«. Im Schweizer Fernsehen hat Günter Wallraff erklärt, die Autonomen seien keine Linken, denn sie würden »im Stil der Nationalsozialisten bei ihren Aktionen von Anfang an Tote mit einplanen«.

Zur gleichen Zeit sagt der Präsident des Hamburger Verfassungsschutzes, ein CDU-Mann, die Schüsse von Frankfurt lägen durchaus nicht in der Logik autonomer Militanz und eine Wiederholung oder Eskalation sei nicht zu befürchten. Und eine Umfrage des »Stern« bestätigt den Eindruck, daß die Mehrheit der Bundesbürger gar nicht so erregt ist, wie die Zimmermänner es gerne hätten, sondern, im Gegenteil, den Pachtvertrag mit den militanten Verteidigern der Hafenstraße gutheißt. Da fragt man sich denn doch, was die Notwendigkeit einer »innerlinken Abrüstungsdiskussion« ausmacht und woher deren ungeheure Schärfe rührt.

Schubart: Mein Ausgangspunkt bei der Gewaltfrage ist eine prinzipielle, eine Wertentscheidung, von der ich zugebe, daß sie logisch nicht ableitbar ist – auch Marx hat beispielsweise nicht logisch ableiten können, warum die Ausbeutung von Menschen durch Menschen von Übel sei. Genausowenig ableitbar ist das Prinzip der Gewaltfreiheit, das da lautet: Das höchste Gut, das es auf dieser Welt gibt, ist Leben überhaupt und menschliches Leben insbesondere. Der Schutz menschlichen Lebens, und dazu zähle ich den Schutz menschlicher Unversehrtheit, ist ein prinzipielles, unverfügbares Gut. Jeder, der dieses Gut beeinträchtigt, verletzt dieses oberste Prinzip, zu dem ich mich ganz subjektiv bekenne, das in mir verankert ist, im Unterbewußten, sehr stark auch im Emotionalen. Wer menschliches Leben so hoch achtet, der muß zwangsläufig jede Form von Gewalt, die Menschen von Menschen angetan wird, ablehnen.

Ebermann: Es ist mir wichtig, worüber wir sprechen. Ich hoffe, wir sprechen jetzt vom Problem der körperverletzenden, im Extremfall der tödlichen Gewalt, ausgehend von Menschen gegen Menschen, nicht gegen sonstige Lebewesen und nicht gegen Sachen. Es ist deshalb so wichtig, dies voranzustellen, weil es eine durchschaubare Ambition der Herrschenden ist, das alles in einen Wichs zu packen, und nicht wenige darauf hereinfallen.

Ich meine, man muß zwei Ebenen unterscheiden. Die eine Ebene ist der Versuch, durch besonders schroffe Abgrenzung von den vermeintlichen oder wirklichen Autonomen die eigene Reputation zu fördern – etwa durch den Vergleich von Autonomen mit KZ-Wächtern. Das ist ein exemplarisches Beispiel dafür, wie Spießer in bestimmten Situationen nur von dem Gedanken getrieben sind, deutlich zu machen: damit habe ich nichts zu tun. Und wie das bei Dissidenten so üblich ist, wird dann zu Formeln gegriffen, die sich die »Bild«Zeitung nicht traut.

Die andere Ebene: Ich erinnere mich an fantastische gemeinsame Aktionen mit Autonomen, bei denen politische Verabredungen hervorragend funktioniert haben – nämlich: sich gegenseitig unterschiedliche Widerstandsformen zu ermöglichen und zugleich menschenverletzende Gewalt auszuschließen. Und es gab Fälle, in denen Autonome vereinbarte Abmachungen gebrochen und Demonstrationen gefährdet haben. Danach gabs einen Prozeß der Kritik, der aber nicht dazu führte, künftig gemeinsame Aktionen auszuschließen. Es gibt keinen Anlaß, an dieser Politik etwas zu ändern. Denn auch die Schüsse in Frankfurt ändern ja nichts daran, daß die Linke Respekt vor körperlicher Unversehrtheit und menschlichem Leben hat. Daran gibt es zwei unterschiedliche Annäherungen. Die eine hat Aschu eben referiert, die andere ist eine eher abwägende, weniger prinzipialistische Herangehensweise. Weil das Gebiet so heiß ist, werde ich aus Gründen des Selbstschutzes länger zitieren – denn es ist ein Unterschied, ob etwas Richtiges von Thomas Ebermann gesagt wird oder von Helmut Gollwitzer. Gollwitzer sagt: »Mag bei den gewaltausübenden Gruppen im Umkreis unserer Protestbewegung noch so sehr persönlicher Frust und Rachebedürfnis eine Rolle spielen – es muß doch sachlich gefragt werden, ob ihre Aktionen – Steine, Molotowcocktails, Mastensprengungen, Attacken auf Polizisten usw. – vielleicht das Positive an sich haben, daß sie die Machtbesitzer hinsichtlich ihres bisherigen Kurses verunsichern, die Kosten-Nutzen-Rechnung dieses Kurses erschweren und die Verantwortlichen psychologisch zur Überprüfung ihres Kurses bereit machen.« Gollwitzer läßt

sich also auf die Fragestellung ein und sagt dann: »Ich halte.. eine Kalkulation, die mit einem für unsere Ziele nützlichen Eindruck von gewalttätigen Aktionen bei den heute Herrschenden und auch bei der Bevölkerung argumentiert, für diskutabel.«

»Diskutabel« – ein äußerst erfrischendes Wort in dieser Zeit. Und dann reflektiert Gollwitzer: »Entscheidend ist damals wie heute die dreifache Frage: die Frage der Wirkungsfolgen jeder Gewaltaktion oben und unten, bei den Herrschenden und bei den Massen – und die Frage der zu verantwortenden menschlichen Opfer. Wer wie Günter Anders – und ich stimme ihm darin ganz zu – Frieden und gewaltfreies menschliches Zusammenleben als Ziel auch unseres politischen Handelns ansieht und darum die Gewaltfrage auf die Ebene der Mittel rückt, steht sehr im Gegensatz zur offiziellen Heuchelei der Machtbesitzer, die die gegen sie sich richtende Gewalt mit Entrüstung verteufeln und die von ihnen aus

geübte Gewalt verschleiern und vergessen machen wollen. Weil Verwendung von Gewalt überall geschieht, steht sie unter der strengen Frage ihrer Rechtfertigung, der sich keiner entziehen kann, der an der Gewaltausübung beteiligt ist oder von ihr profitiert oder in dessen Namen Gewaltausübung geschieht – also wir alle nicht!«

Und genau aus dieser Sicht, die ich richtig finde, sagt Gollwitzer dann: »Deshalb gibt es heute in der Oppositionsbewegung sowohl solche, die grundsätzlich jede Gewalttätigkeit ablehnen, wie auch solche, die Gewaltanwendung nur aus rationalen, also Zweckmäßigkeitserwägungen ablehnen. Mögen beide sich gegenseitig nützlich sein! Die grundsätzlichen Gewaltgegner sollen uns den Abscheu vor menschenschädigender Gewalt verstärken, also das Gewissen schärfen; diejenigen, die den Griff zur Gewalt aus taktischen Überlegungen ablehnen, sollen die Suche nach anderen und wirksamen Methoden intensivieren. Beide Seiten sollen sich nicht gegenseitig exkommunizieren. Und beide Seiten müssen umgetrieben sein von der Frage: Was können wir denn noch Wirksameres tun, damit immer mehr Menschen aufwachen in diesem Zeitalter der wahrhaft apokalyptischen Bedrohung?« Was ich daran so fruchtbar finde, ist erstens die Unversöhnlichkeit gegenüber den vorgefundenen Verhältnissen, zweitens der Verzicht darauf, dne moralisch-ethische Position zur Maxime gemeinsamen Handelns zu machen, und drittens die Folgerung, daß unter den heutigen Bedingungen prinzipiell gewaltfreie und aus Zweckmäßigkeit Militanz ablehnende Gruppen kooperieren müssen. Wenn das so diskutiert würde, wären Dämonisierung und Versöhnungsstrategie außer Kraft gesetzt.

Fritz: Ich will mich mehr auf diese Frankfurter Geschichte beziehen: Mit den Schüssen hat die Gewalt dort die Ebene der Symbolik überschritten. Bis dahin war der Kampf gegen Objekte wie die Startbahn West ja nur mit symbolischen Mitteln geführt worden, mit mittelalterlichen Waffen wie Steinen und Zwillen. Zum ersten Mal tauchte nun eine Waffe auf, die nicht mehr bloß symbolisch ist, sondern dazu geschaffen, Menschen zu töten.

Die Diskussion darüber ist bisher sehr hysterisch geführt worden. Ich versuche mal, mir vorzustellen, welche Logik hinter den Schüssen steckt – ob das nun ein Durchgeknallter war oder ein Autonomer oder irgend ein anderer, der sich die Situation zunutze gemacht hat. Seit Jahren läuft da ein »Kampf« gegen das System, das sich längst auf die Regeln und Gesetzmäßigkeiten des Protests eingerichtet hat. Ob in Wackersdorf, in Gorleben, in Frankfurt oder in der Hafenstraße – im Grunde diktiert überall die andere Seite die Art der Auseinandersetzung. Da muß doch irgendwann die Überlegung auftauchen, wie man wieder in die Offensive kommen und dem ständigen Abwehrkampf entfliehen kann. Etwa indem man sich gegen die staatliche Repressionsmacht nicht nur verteidigt, sondern sie angreift. Wobei klar ist, daß die Polizisten wirklich nur Marionetten sind – keiner von uns stilisiert die hoch zu Gesetzesmachern. Das macht es auch so problematisch, daß in Frankfurt die Marionetten angegriffen worden sind und nicht die wirklichen Verursacher.

Jedenfalls kann ich erstmal rational nachvollziehen, daß jemand sagt: Ich habe die Nase voll, ich lasse mich nicht immer nur herumhetzen und verprügeln, ich wehre mich nicht nur symbolisch, sondern ich schieße jetzt. Allerdings kann ich für mich selbst nicht sagen oder mir vorstellen, daß die Tötung von Menschen zu den Grundsätzen autonomer Politik gehören kann. Aber es muß eine konkretere Auseinandersetzung über die Mittel geben, die gebraucht werden, um den Staat zu bekämpfen. Und da ist die Frage der Gewalt keine grundsätzliche, sondern eine taktische. Es geht nicht darum, Gewalt zu propagieren und sich darauf zu freuen, nächsten Sonntag an die Startbahn zu fahren und Mollies zu werfen. Aber wir müssen ganz rational alle Mittel, auch militante Mittel danach auswählen, ob sie geeignet sind, den Staat tatsächlich daran zu hindern, bestimmte Objekte zu bauen und unsere Leute mit seinem Repressionsapparat kaputtzumachen. In der Hysterie nach Frankfurt – auch bei den Grünen, die uns jetzt umerziehen wollen – geht völlig die Prämisse verloren, auf der man sich als »links« bezeichnen kann. Links ist, wer diesen Staat grundlegend verändern oder zerstören und befreites Leben ermöglichen will.

Gremliza: Der Philosoph Günther Anders geht weiter: Die Atomkraftwerke und die Atombomben drohten, die Welt ins Chaos zu stürzen. Das sei ein »globaler Notstand«, dem mit »bloß symbolischen und sentimentalen Scheinhandlungen« nicht abgeholfen werden könne. »Heute noch sanft und urban zu bleiben«, so Anders, beweise »nicht nur Unernst, sondern Feigheit und liefe auf den Verrat an den Nachkommen hinaus.« Eigentlich müßten diese Anlagen »in physischer Notwehr angegriffen und systematisch unverwendbar gemacht werden«. Da man dazu nicht die Mittel habe, müßten »wir den an der Herstellung, der Installierung und dem eventuellen Einsatz dieser Geräte Interessierten unmißverständlich erklären, daß dasjenige, was wir bis jetzt (höchstens) ihren Produkten zugedacht haben, daß das nur die Vorankündigung dessen gewesen

ist, was wir ihnen selbst anzutun gezwungen sein werden... Voll Schmerz, aber entschlossen erkläre ich daher: Wir werden nicht davor zurückscheuen, diejenigen Menschen zu töten, die aus Beschränktheit der Phantasie oder aus Blödheit des Herzens vor der Gefährdung und Tötung der Menschheit nicht zurückscheuen.« Ist das eine »autonome« Politik?

Andreas: Was Anders da skizziert hat, ist nicht nur bei mir zunächst auf große Begeisterung gestoßen, weil es einen aus dieser Zwickmühle *Cewalt gegen Sachen, aber nicht gegen Menschen* und aus dieser verklemmten Freude befreit, wenn wieder mal einer der Herrschenden auf der Strecke bleibt. Aber die Schwierigkeiten, die man damit immer gehabt hat, werden doch nur scheinbar geklärt, denn aus Anders spricht die gleiche Hilflosigkeit, die man selbst empfunden hat, auch er weiß keinen Ausweg mehr und geht deshalb zum Äußersten. Aber dadurch, daß Günther Anders auch nicht mehr weiter weiß, werden Schüsse auf Menschen nicht gerechtfertigt.

Gremliza: Ein Widerstand gegen Kriegsvorbereitungen, gegen zivile Atomrüstung, gegen den planvollen Mord an den Menschen der Dritten Welt, ein Widerstand, der sich selbst ernstnimmt, also wenigstens selbst an das glaubt, was er den andern tagtäglich erzählt, der mul3 sich schon fragen lassen, welchen Erfolg die lange Reihe friedlicher Demonstrationen, Sitzblockaden und Hungerstreiks in der Geschichte der BRD gehabt hat. Ist denn wegen solcher Widerstandsaktionen eine Rakete weniger installiert, ein Kraftwerk weniger gebaut, ein Angolaner weniger getötet worden? Das ist doch die Frage, die Anders theoretisch und andere praktisch stellen.

Schubart: So einfach, wie es sich Anders macht, kann man es sich nicht machen. Mal abgesehen von dem prinzipiellen Nein, das ich zu seiner Schlußfolgerung aus einer richtigen Feststellung sagen möchte. Zunächst halte ich es für unrichtig zu sagen, die Masse von gewaltfreien Aktionen, wie sie seit Beginn der achtziger Jahre gelaufen sind, hätte nichts bewirkt. Zugegebenermaßen ist es schwer verifizierbar, was sie wirklich bewirkt haben, und ich gehöre auch nicht zu denen, die – wie jetzt Teile aus der grünen Bundestagsfraktion – sagen, daß es zu einem Abkommen am 7. Dezember zwischen Reagan und Gorbatschow kommen wird, hätten gerade die Aktionen der Friedensbewegung bewirkt. Das halte ich für zu kurzsichtig, und für zu kleinlich gesehen. Auf der anderen Seite möchte ich doch sagen, daß diese Masse von wirklich gewaltfreien Aktionen tatsächlich Änderungen in den grauen Zellen von sehr sehr vielen Menschen herbeigeführt haben. Denn woran liegt es, daß es heute ein anderes Denken, Ansätze von neuem Denken, in breiteren Kreisen der Bevölkerung zu dem ziviltechnologischen und dem militärtechnologischen Apparat gibt?

Das andere, was man dem Günther Anders vorwerfen muß, ist die geradezu abenteuerliche Vorstellung, daß mit einem Maximum von Gewalt, selbst unter Inkaufnahme der Tötung von Menschen durch Menschen, Veränderungen in diesem Lande im Sinne der gesetzten Zielsetzung, weg von diesen Tötungsmaschinen im zivilmilitärischen und im rein-militärischen Bereich zu bewirken wären. Eine Beweisführung, die man aus den Worten von Günther Anders schließen müßte, ist ja mitnichten gelungen. Ich will voll unterstützen, was am Anfang der Thomas gesagt hat: daß die sogenannte Gewalt gegen Sachen eine wirklich absurde, eine ganz und gar absurde Diskussion ist. Denn in dieser Diskussion, die die Herrschenden uns aufzwingen, steckt ja auch etwas Menschenverachtendes. Als 1982 die Pflugschar-Aktion in ein Pershing II-Depot eindrang und dort einen Pershing-Transporter unbrauchbar machte, wurden sie mit der schwersten Anklage bis zu Hochverrat und Sabotage konfrontiert.

Mein Verhältnis zu Sachen ist nur ein Verhältnis von Nützlichkeitserwägung. Ich kann Sachen kaputtmachen, wenn ich weiß, die Sachen schädigen mich, sie zerstören mich gar. Und ich kann Sachen bewahren, wenn ich weiß, in diesen Sachen steckt etwas Lebensbewahrendes. Deswegen ist dieses Verhältnis ein reines Verhältnis von Zweckmäßigkeitserwägungen. Aber das kann niemals gelten gegenüber Menschen. Welche Menschen das immer sind, ob Polizist, Demonstrant, Unbeteiligter, Politiker, Nichtpolitiker, das ist mir völlig egal. Mensch ist Mensch, das muß festgehalten werden, das hat 'ne ganz andere Dimension als die sogenannte Gewalt gegen Sachen.

Ebermann: Das Großartige an Günther Anders ist doch, daß er die Frage der Effektivität überhaupt thematisiert. Ob er sie falsch beantwortet, oder daß er sie falsch beantwortet, ist zunächst mal 'ne zweite Frage. Sein Ausgangspunkt ist eine Polemik gegen das Fasten zugunsten des Friedens und sein Ratschlag, sich lieber ein gut zurechtgemachtes Schinkenbrot zu gönnen, weil man augenscheinlich mit beiden Sachen gleichviel bewirkt, nur mit der ersten noch den Nachteil des Hungers in Kauf nimmt. Und jede Polemik gegen Militanz ist in der Tat eine zahnlose, wenn sie sich dem Maßstab, wie man unter den heutigen Bedingungen ein Maximum an positiven Veränderungen oder Verhinderung von Verschlechterung bewerkstelligen kann, nicht stellt. Deswegen ist es auch nicht unwichtig, dem Günther Anders und allen, die so argumentieren, vor Augen zu führen, was denn passiert, wenn sein Vorschlag Realität werden würde. Es ist eine absurde Idee, die Herrschenden seien so einzuschüchtern durch die Militanz Einzelner oder einzelner Gruppen, daß sie von ihrem Vorhaben ablassen würden. Sondern es ist richtiger, auf dem Vorwege zu kalkulieren, welche Verfolgung, Gesetzesverschärfung, Repression das nach sich zöge.

Zweitens – und das gegen Günther Anders einzuwenden ist nahezu absurd; ich gehe davon aus, daß sich keiner mit seiner Aussage so gequält hat, wie er sich selber – muß diese Ebene des Menschenverletzens und -Tötens eine Rolle spielen. Wenn Du, Fritz, das bitte nicht als Haarspalterei empfindest: Du hast gesagt, die Polizisten sind Marionetten. Das ist ein Verweis darauf, daß sie eine Funktion ausüben. Aber die banale zweite Feststellung, daß wir als Linke sie nicht auf

Funktion reduzieren, sondern sie, so hilflos das klingt, als Menschen sehen, die in diese Funktion gesteckt wurden, kann da durch verschleiert werden, daß wir so eine Haltung einnehmen. Es kommt darauf an, klarzumachen, grade in dieser Zeit, in wieviel extrem als Demütigung und Bedrohung empfundenen Situationen alle Linken nicht mit gleicher Münze zurückgezahlt haben. In einem Positionspapier der Linken Liste Frankfurt heißt es: »Über den Köpfen kreisende Hubschrauber, die in Wackersdorf die Demonstranten mit Tränengas einnebeln, lassen aus dem Gedanken der Gegenwehr heraus Gewaltfantasien bis hin zum Abschuß dieser Hubschrauber, entstehen. Die Frage ist, warum tat dies eigentlich bislang niemand. Die Antwort ist einfach: Weil es in der legalen radikalen Linken einen Konsens gibt, der Tote weder in Kauf nimmt noch Verwundete einplant.« Und diesen Konsens hat es tatsächlich gegeben, und jeder, der behauptet, daß die sozusagen bekannte Militanz, die man in ihren ritualisierten Formen kritisieren kann und kritisieren muß, quasi dasselbe ist wie die Schüsse, der lügt. Das ist unwahr. Und das ist unwahr, weil die Rechte überhaupt nie eine gewaltfreie Utopie denken konnte und denken wollte, wir aber – und das geht in unser Handeln ein – diese Utopie, ohne das Zwangsverhältnis Staat, immer gedacht haben, was auch immer diese Momente des Respekts vor körperlicher Unversehrtheit beinhaltet hat.

Obwohl ich das sage, kann ich Aschus Prinzipialismus nicht teilen. Ich gehe einfach davon aus, daß in anderen Regionen der Welt, dort wo Linke und Befreiungsbewegungen auch menschenverletzende und vernichtende Gewalt anwenden, diese kein leichtfertiges Verhältnis zu dieser Tatsache haben.

Schubart: Zum Prinzipialismus und Dritter Welt, Thomas, muß noch eine Klarstellung getroffen werden: daß das, worüber wir uns heute hier unterhalten, nur für die Verhältnisse hier in der BRD gilt. Selbst bei meiner prinzipiellen Ablehnung jedweder menschlicher Gewalt gegen seinesgleichen, die auch etwas zu tun hat mit Einsicht in die letzten 5000 Jahre menschliche Geschichte, gebe ich Dir gerne zu, daß ich den Völkern in der dritten Welt überhaupt keinen Ratschlag erteilen kann, wie sie ihren Kampf führen, ja, daß ich volles Verständnis für diejenigen habe, die den bewaffneten Kampf für Befreiung führen.

Stamm: Bei Aschu hab ich am Anfang gedacht, es gäbe sowas wie eine universelle Moral, die hier eingeklagt wird, die heilig ist. Es gibt nichts, wird gesagt, was Gewalt mit Verletzungsgefährdung oder mit Tötungsgefährdung rechtfertigt. Und dann kommt die Ausnahme. In der dritten Welt, da reden wir den Leuten nicht rein. Das ist ein Bruch. Warum reden wir ihnen nicht rein? Warum gibts da einen anderen Maßstab? Man kann das übertragen auf die Debatte bei den Grünen: Warum wird einerseits gesagt, wir machen jetzt einen Fahndungsaufruf, was ja bedeutet, der Staat soll Strafe exekutieren, und d. h. einen Menschen zwingen mit allen Konsequenzen, andererseits sagt Fischer in einer Debatte mit irgendsoeinem CDU-Referenten von Wallmann, es sei die Pflicht dieser Leute gewesen, den Hitler abzuknallen. Das ist auch ganz weit weg, diesmal nicht geografisch, sondern zeitlich. Das universelle »Du sollst nicht töten« wird ganz leicht vorgetragen, aber alle, die es vortragen, haben irgendwelche Ideen im Kopf, wo es nicht geht. Wenn das aber so ist, dann hat das Heilige offenbar Ausnahmen. Wie das meiste Heilige übrigens. Das macht es grad zu sowas »Heiligem«. Und wovon hängt die Ausnahme ab? Ich behaupte, die Ausnahme hängt doch von diesem von Dir so verworfenen Nützlichkeitskalkül ab. Ich sage jetzt mal ein Beispiel: Wenn es gelänge, die amerikanische Intervention in Nicaragua, die Verminung der Häfen, die Unterstützung der Contras, die die Zivilbevölkerung terrorisiert, wenn es gelänge, dies zu beenden durch ein schlichtes Attentat auf Reagan, und dann wär Schluß damit, dann gäbe es die ganze moralische Diskussion in viel geringerem Ausmaß.

Aschu hat im übrigen in der Kritik an dem Anders auch gesagt, der müßte erstmal beweisen, daß der gewünschte Effekt eintritt; und das bestreitest Du, das bestreite ich auch, aber das hat mit dieser Moraldebatte nichts zu tun. Wenn der gewünschte Effekt nicht eintritt, dann bitteschön, soll er aufhören solche blöden Vorschläge zu machen – so ist die Kritik.

Schubart: Ich habe mich prinzipiell von seiner fatalen Schlußfolgerung distanziert, unabhängig von Nützlichkeiten.

Stamm: Das ist mir ja völlig klar, ich hätte auch gern eine Moral, mit der ich hier rumlaufen könnte. Ich hab übrigens auch eine: Ich möcht niemand umlegen und ich möcht niemand verletzen, das ist meine. Ich wünschte, das würden andere auch so sehen. Andere, die viel mehr die Möglichkeit haben, da tatsächlich irgendwas zu bewegen – das bin ich ja nicht, das ist nicht Langer, das bist nicht du, das sind auch nicht die Autonomen, sondern das sind die Herrschenden, um es mal ganz undifferenziert zu sagen. Ich wünschte, die würden auch so verfahren. Das Problem ist: Du hast einerseits eine prinzipielle Einwendung gegen Anders gemacht, und andererseits haste ihn vorgeführt an der Tatsache, daß er tatsächlich den gewünschten Effekt auf diese Weise nicht realisiert. Jetzt müssen wir uns aber eins überlegen. Wenn wirklich diese apokalyptischen Tendenzen in der Welt sind, die du ganz oft beschworen hast, zum Beispiel bei der Startbahn West, wenn das so wäre, daß der Untergang der Menschheit droht, dann wäre doch jeder blöde, der – brutal ausgesprochen – mit der Tötung eines oder zweier oder dreier Funktionsträger oder Auftraggeber diese Apokalypse verhindern könnte, wenn er das nicht täte. Er wäre blöde oder ängstlich, was ich verstehen kann, ich wäre dann auch ängstlich. Aber es ist eine völlig unseriöse Diskussion, die Dramatik, die aus der eignen Diagnose folgt, nicht ernst zu nehmen und mit so einem universellen Moral-Begriff zu kommen, der gar nicht explizit ist, und immer wieder, wenns nötig ist, durchlöchert wird, ganz parteilich, was mir unheimlich stinkt, weil es unehrlich ist und die Leute dummacht. Die ganze Debatte leidet unter einem extremen Mangel – und da sind sich autonome Theoretiker und Propagandisten und Prediger mit vielen brav

daherkommenden Leuten in ihrem Überschwang einig: Die Frage, welches Mittel muß ich einsetzen, um welchen Zweck zu erzielen, die was Nüchternes hat, die nicht erlaubt, das Selbstbewußtsein zu befriedigen, den Kampf als inneres Erlebnis zu verstehen, à la Jünger oder so, was es bei linken Kämpfern auch gibt, – diese Frage wird zuwenig gestellt und sie wird auch zuwenig beantwortet. Wenn die Linke mehr darum kämpfen würde, die Frage der Mittel für beabsichtigte Effekte rational zu diskutieren, dann läge darin eine Begrenzung von Gewalt, die nur der Selbstbefriedigung dient. Nicht die Gewaltvermeidung als Selbstzweck meine ich damit, sondern: Wenn wir darum kämpfen, daß die diese Gesellschaft kritisierenden Menschen stärker werden, den Widerspruch aushalten, daß sie viel vorhaben und gegenwärtig wenig realisieren können, und weiter daran arbeiten müssen Mittel zu finden, die Schritte in die richtige Richtung bedeuten; und wenn wir dafür kämpfen, dann rationalisieren wir die Debatte der Gewalt, dann rationalisieren wir auch die Ohnmacht, und dann schaffen wir vielleicht Wege, wo im Aushalten der Unterlegenheit eine großere Fähigkeit zum Angriff gewonnen wird, die gegenwärtig bei der ganzen Moralgeschichte kaputtgeht. Ich finde, diese ganze Debatte hat eine fatale Konsequenz: Wir sind gegen jede Gewalt, wird gesagt, obwohl, es ist arschklar, daß die von allen, die so reden, unterstützte Hafenstraße ohne die Gewaltdrohung der Bewohner nicht mehr stehen würde. Das muß man sich in aller Härte reinziehen. Das war ein Ergebnis nicht irgendwelcher friedlichen-und-sonst-nix-Aktionen. Das weiß auch jeder, das weiß der Bürgermeister, das weiß viel deutlicher die CDU, weil sie ihm das vorrechnet, das weiß der Joschka Fischer, das weiß ich, das weißt Du, und darüber müssen wir reden. Nur durch das Reden über das, was in der Wirklichkeit passiert, kriegen wir einen Schritt Rationalisierung in unsere ärmliche Mittel-Diskussion: Wir haben nämlich gar keine Mittel im Augenblick und machen uns auch gar keine Mühe, welche zu kriegen.

Andreas: Aschu hat den Eindruck erweckt, als hätten wir es immer nur mit Atommeilern und irgendwelchen Betonpisten zu tun, und da genügt dann die Gewalt gegen Sachen. Das ist ja nicht so, daß ich mich immer nur mit Zäunen auseinandersetze, sondern ich muß mich mit einer Politik auseinandersetzen, und die Politik kommt irgendwann an einen bestimmten Punkt, wo sie mir tatsächlich im Zweifelsfall mit dieser vielzitierten Sig-Sauer gegenübersteht. In dem Moment, wo die Politik an so eine Stelle kommt, muß ich mich auch entscheiden. Diese Entscheidung steht heutzutage nicht an, aber daß das alles nicht durch Aussitzen oder Abspecken zu machen ist, das liegt doch nicht an uns, sondern das liegt an der Gegenseite. Die Gegenseite gibt diese Gewalt vor. Und sie setzt diese Gewalt ganz rational ein. Die kommen nicht, weil sie wütend sind über die Hafenstraße, angebraust und mischen sie auf, sondern sie überlegen sich genau, wann sie das machen. Und genauso müssen wir uns das auch überlegen, in welchem Zusammenhang bestimmte militante Aktionen Mittel zum Zweck werden. Das Brechen von irgendwelchen Stäben an der Startbahn West hat hauptsächlich den Zweck, daß man nachher mit einem guten Gefühl nach Hause geht.

Ebermann: Ich stimme dem zu, was Michael gesagt hat. Trotzdem gibt es einen seltsamen Aspekt: »Die grundsätzlichen Gewaltgegner sollen uns den Abscheu vor menschenschädigender Gewalt verstärken, also das Gewissen schärfen,« sagt Gollwitzer. Ich glaube, die reine Zweckmäßigkeitserwägung muß kombiniert sein mit dem Wunsch, immer wieder zu reflektieren, wann die Mittel häßlich werden.

Was ich eigentlich sagen wollte: das Wort Selbstbefriedigung kann etwas teilweise ungerechtes sein. Nimm die Barrikaden an der Hafenstraße. Die waren unter dem Gesichtspunkt eines bestimmten Effekts keineswegs relevant. Denn die Geschichte, um mal konkret zu werden, ist ja die: Als die Bürgerschaft beschlossen hatte, es gibt keinen Vertrag, sind in der Nacht darauf die Barrikaden aufgebaut worden. Sowohl Barrikaden an der Hauptverkehrsstraße, zweschen den Häusern und der Elbe, wo zehntausendfach Autoverkehr durchfließt, als auch Barrikaden oberhalb der Häuser, sozusagen in den engen Gassen des Viertels. Sehr schnell ist deutlich geworden, daß die verkehrsrelevanten Barrikaden Polizeieinsatz provozieren werden, daß also der Senat die nicht wird lange angucken können. Und sie sind binnen kürzester Zeit, nach einem Beschluß der Bewohner, abgeräumt worden. Der Zweck, anrückende Polizei zu verhindern, ist damit für jeden, der es kühl betrachtet, aufgegeben worden. Die Barrikaden haben ausgedrückt – und das ist mehr als Selbstbefriedigung: Ihr kriegt uns hier nicht weg wie die Schafe. Diese Drohung war eine der Bedingungen, daß überhaupt die Tage des Verhandlungsspielraums positiv genutzt wurden. Das ist mehr als Selbstbefriedigung.

Andreas In dem Brief, der u. a. auch von Dir, Aschu, unterschrieben worden ist, heißt es: »Solange, wie sich innerhalb des autonomen Spektrums nicht ein für uns wahrnehmbarer Zusammenhang herausbildet, der bei Demos auf Zwillen verzichtet, solange es einen solchen Zusammenhang nicht gibt, werden wir mit Autonomen, mit Euch, keine Aktions- und Demonstrationsbündnisse mehr machen.« Das ist genau diese Ebene. Ich halte diese Bedingungen, die da gestellt werden, für eine Schutzmaßnahme gegenüber einem bestimmten Spektrum. Sie wollen sich einer bestimmten Kritik nicht aussetzen, weil nämlich die Autonomen tatsächlich auf einer relativ rationalen Ebene argumentieren, und das andere, das Fasten-Spektrum, das friedfertige Spektrum, sich tatsächlich auf einer heiligen, scheinheiligen moralischen Ebene bewegt.

Schubart: Was mir am allerfernsten liegt, sind irgendwelche Arten von Distanzierung, von Ausschlüssen. Das liegt mir ganz fern. Es kommt wirklich darauf an, in der Bewegung einen Konsens für Aktionen herbeizuführen und für nichts anderes, und da müssen sich die Autonomen nun mal doch die Frage gefallen lassen, wie sie das eigentlich sehen. Ein großer Teil lehnt also diese Art von Militanz, die menschenverletzend sein kann, ganz konkret gesagt: Zwille, Mollies, Steine ab. Ein anderer Teil, wie ich meine auch ein kleinerer Teil, sagt, aus diesen oder jenen Gründen ist das notwendig,

und wir finden da keine Einigung ob das notwendig ist, gut ist, opportun ist, prinzipiell abzulehnen ist. Und nun müssen sich doch diejenigen, die diese Mittel anwenden wollen, aber auch gleichwohl gemeinsame Aktionen mit dem übrigen Teil, zum Beispiel, der diesen Brief verfaßt hat, machen wollen, die Frage gefallen lassen, wer eigentlich da mehr zum Zwiespalt beiträgt. Diejenigen, die partout auch in solchen gemeinsamen Aktionen Zwillen, Steine, Mollies anwenden wollen, oder diejenigen, die das ablehnen. Diese Frage aber müßt ihr euch stellen. Wobei dieser Satz, das kann ich hinzufügen, den du da eben zitiert hast, der hat mir auch nicht gefallen, weil er wirklich nur distanziert. Es gab da lange Telefongespräche, und ich hatte nur die Wahl: entweder du unterschreibst das Ganze oder gar nichts. Und da ich den übrigen Text für gut halte, habe ich unterschrieben.

Gremliza Und wenn sich diese Gruppierungen, von denen hier die Rede ist, den Forderungen, die an sie gestellt werden, nicht beugen werden?

Schubart: Das wäre fatal: keine gemeinsamen Aktionen und praktisch eine Selbstlähmung der Bewegung.

Gremliza: Thomas hat gesagt, bei den meisten gemeinsamen Aktionen hätten die Autonomen die Absprachen eingehalten.

Schubart Bloß, das Herbeiführen solcher Absprachen war in der Vergangenheit unwahrscheinlich schwer. Man hat sich mit solchen salvatorischen Klauseln beholfen, wo es auf der einen Seite hieß: selbstbestimmte Formen des Widerstands, auf der anderen Seite: wir wollen keine menschenverletzende Gewalt. Man ist trotzdem hingegangen und hat gesagt, also hoffentlich nehmen sie wenigstens so, obwohl sie es so nicht sagen können, auf uns Rücksicht.

Andreas: Hoffentlich nehmen die Autonomen Vernunft an – genau das ist die Haltung, die die Grünen jetzt einnehmen in Bonn, die sagen, um die müssen wir uns mal mehr kümmern, um die Autonomen. Da muß ich sagen, von Kümmern kann gar nicht die Rede sein, höchstens setze ich mich mit ihnen auseinander. Meine Mutter hat sich früher um mich gekümmert. Wir sind nicht die brandschatzenden und mordenden Horden. Das, was du eigentlich sagst, die Gefahr, daß man nicht mehr zu gemeinsamen Aktionen ßhig ist, das ist genau die Erfüllung von dem, was Herr Zimmermann betreibt. Der versucht das nämlich zu spalten. Und genau diese Rechnung geht damit auf. Ich finde es deswegen schon ganz entscheidend, ob Du das unterschreibst oder nicht, weil der Aufruf nicht dazu geeignet ist, sich damit auseinanderzusetzen, sondern er stellt Bedingungen, er diktiert Bedingungen.

Ebermann: Also, die Dinge stellen sich ja häufig extrem konkret. Es gibt die häufig aufgetretene Erfahrung, daß Absprachen vorzüglich geklappt haben. Auch Absprachen bezüglich unterschiedlicher Widerstandsformen. Es gab Situationen, wo es aus meiner Sicht richtig war, sich von Erscheinungsformen auf Demonstrationen knall- und knüppelhart zu distanzieren. Ich erinnere zum Beispiel an eine Brokdorf-Demonstration in Hamburg durch St. Georg, wo ziemliche Verwüstungen nicht nur an Banken, sondern an ganz kleinen Einzelhandelsläden, türkischen Läden und sonstwas, stattgefunden haben.

Fritz: Was willst du denn damit sagen?

Ebermann: Ich will dann auch die politische Freiheit haben, und nicht unter diesem blöden Druck, man darf sich nie distanzieren, stehen, und sagen können, daß das, was da gelaufen ist, gegen die Intention der Demonstranten und gegen die Verabredung war. Demonstrationsteilnehmer sind prinzipiell gefährdet durch Polizeieinsätze, das kann niemand ausschließen. Aber wenn auf einer Abschluß-Kundgebung unmittelbar nach Tschernobyl sehr wenige sich nochmal vornehmen, die örtliche Sparkasse zu demolieren, ist das eine Gefährdung auch derjenigen, die unter anderen Vorzeichen da mitdemonstriert haben. Meine Haltung dazu ist: Auszuschalten für die Zukunft ist das nicht, selbst wenn meine Wünsche der Bündnisse und Absprachen und gegenseitiger Kritik mit den politisch organisierten Autonomen aufgehen, so ist es einfach eine soziale Wirklichkeit, daß sowas immer wieder passiert. Und jeder, der glaubt, man müsse nur auf Aktionseinheits-Verhandlungen nunmehr die klareren oder unzweideutigeren Formulierungen finden, dann käme sowas nicht vor, der täuscht sich. Man muß nur eine Annäherung daran versuchen, und das hat häufig geklappt. Das eigentlich Katastrophale oder die andere Seite des Konfliktes ist: Es gibt eine Beratschlagung in Richtung Autonome, die mit dieser hier thematisierten Problematik gar nichts mehr zu tun hat. Es gibt den Ratschlag der Versöhnung. Eine Diskussion, welche Kampfformen zukünftig nicht mehr vorkommen sollten, aus unserer Sicht, hat nichts zu tun mit dem Abpressen einer Versöhnung mit diesem Staat und seiner Politik. Es gibt Ratschläge, daß ihr die Masken vom Gesicht reißen sollt, daß Vermummung auf Demonstrationen nunmehr auch aus Kreisen der Grünen untersagt werden sollte. Damit wird plattgewalzt auch jedes rationale Moment. Es gibt das Abfotografieren von Demonstrationen; es gibt Menschen, die haben eine Lehrstelle, die haben eine berufliche Planung oder die wollen persönlich da nicht belangt werden, und die können ganz gut erklären, warum es auch gute Gründe gibt, auf Demonstrationen nicht erkannt zu werden. Es gibt eine Dämonisierung von Helmen. Es ist sozusagen schon langsam peinliches Bekennertum, wenn ich sage, ich bin nach Brokdorf, damals, nur gegangen mit Helm, weil die Erfahrungen sprachen dafür, daß das für die Schädeldecke angemessen ist. Es gibt jetzt diese Dämonisierung und es gibt jetzt praktisch eine Vermischung der Debatte, um Kampfformen, die auch

aus meiner Sicht überwunden werden sollten, mit einer Diskussion, die insgesamt dahin drängt, doch die Gegnerschaft zu diesem Gesellschaftssystem und diesem Staat aufzugeben.

Stamm: Der Streit, nicht die Distanzierung, das ist nämlich was ganz anderes, um die Frage, wie drücken wir unseren Widerstand zu der Politik, die hier gemacht wird, aus; mit welchen Methoden, in welchen Formen, mit welchen Absprachen – dieser Streit muß geführt werden. Wenn Langer sagt, man kann nicht ausschließen, daß es Auswüchse gibt, das stimmt, aber wenn er sagt, das ist eine soziale Wirklichkeit, dann finde ich das ein bißchen zu pauschal. Das hört sich so an, als könnte man an dem jetzt vorhandenen Zustand nichts ändern. Ich sehe auch aus den Beiträgen der beiden Vertreter aus dem autonomen Spektrum, daß nicht die Bereitschaft wächst, auf Erpressungen zu reagieren, sondern die Bereitschaft zu sagen, ich hab einen Bauch, ich hab Haß, aber ich hab auch einen Hirnkasten, und der ist vielleicht in einer bestimmten Phase nicht optimal eingesetzt worden. Einen Hirnkasten, der sich bemüht um eine größere Wirkungserzielung. Wenn ich in dieser Weise in die Debatte einsteige, dann schaffe ich bei all denen, denen es um was geht, eine Möglichkeit, in einen Austausch zu kommen, in einen Streit zu kommen, in dem vielleicht auch bestimmte Mittel fallengelassen werden. Das ist aber nicht die Voraussetzung, was gemeinsam zu machen, sondern das wäre dann das immer wieder neu herzustellende Resultat von Auseinandersetzung, von Streit, und an einer bestimmten Stelle sagt man dann halt auch manchmal: Nee, das akzeptieren wir nicht. Was Thomas eben gesagt hat, die Freiheit zu behalten, auch mal Nein zu sagen, muß es geben, und zwar bei allen Beteiligten.

Ebermann: Das basiert auf Solidarität, und die ist im Moment so angekratzt...

Stamm: Ja, laß mich doch mal trotzdem sagen, wie man sie, glaube ich, nicht wiederherstellen kann: im Hochhalten des Jeder-kann-machen-was-er-will. Das war unsere vorherige gloriose Haltung. Das ist gegenseitiger Opportunismus. Das heißt nämlich, ich misch mich nicht in die Vorstellungsweise, in die Gedanken der anderen Seite ein, und ich will auch nicht, daß die sich bei mir einmischen, sondern wir lassen uns so, wie wir sind. Das halte ich für falsch. Wir dürfen uns nicht so lassen, wie wir sind, sondern wir müssen sagen: In irgendeiner Hinsicht stricken wir, wenn es denn einen Sinn haben soll, am selben Strumpf. Wir müssen herausfinden, wo effizientere Einsatzmittel liegen. Aber da gibt es ein Problem, wo man wahrscheinlich nichts machen kann: Daß es diese Formen von, sagen wir mal, Zwillenpolitik auch gibt, ja, daß es einen bestimmten Einsatz von Gewaltmitteln gibt, deren Mittelcharakter langsam verschwindet. Das hat was damit zu tun, daß wir gesellschaftliche Kräfte repräsentieren, die aus eigener Kraftentfaltung, gesellschaftlicher Kraftentfaltung, sowas wie eine Machtfrage nicht stellen können. Das ist ein Problem. Wenn man die Machtfrage als gesellschaftliche Gruppe aufgrund der ökonomischen Stellung nicht stellen kann, dann ist die Gefahr, daß da Durchgeknalltheiten entstehen, sehr viel größer, die eingesetzte Gewalt wird scheinbar sehr viel martialischer, als wenn zum Beispiel das Proletariat halt einen Streik macht und die Bourgeoisie zu was zwingt. Dann gibts ganz viele Gewerkschaftsführer, die sagen, das war total gewaltfrei, da hats kein Blut gegeben, da hat man jemand in die Fabriktore nicht reingelassen. Das ist ein sehr viel effizienterer, viel mächtigerer Gewalteinsatz gewesen, und trotzdem ist er in der Wahrnehmung weniger militärisch, weniger brutal, weniger bös erschienen, um die moralische Seite auch mit reinzubringen. Wir haben im Augenblick in der Bundesrepublik keine Aussichten, wir haben prinzipiell aus eigener Kraftentfaltungsmöglichkeit nicht die Chance, die wesentlichen Anliegen, die wir auf dem Zettel haben, durchzusetzen. Sie können nur in gebrochener Form, aufgegriffen von anderen Kräften in der Gesellschaft, in Teilen realisiert werden. Und weil das so ist, müssen wir auch die Frage, wie definieren wir unsere Gegnerschaft zu dem vorhandenen Status Quo, präziser fassen. Die Gegnerschaft zum Status Quo ist immer, Langer, da kann noch so viel Wille nichts dran ändern, in der Gefahr, integriert zu werden, versöhnt zu werden, und es wird den ständigen Kampf geben, Schritte zu machen, die ein Sicheinlassen bedeuten, und zugleich wieder die Entfernung zu den Integrationsangeboten hinzukriegen. Das ist der Eiertanz. Und die eine Richtung, die es gegenwärtig im weiteren Sinne in den kritischen Teilen dieser Bundesrepublik gibt, die setzt voll darauf zu sagen, nun machen wir mit, und das kommt dann in diversen Stellungnahmen raus, bis hin zu Otto Schily, der sich nach 10 Jahren RAf-Versöhnungsdebatte überlegt: »Was würd' ich machen, wenn ich im Krisenstab sitz?«. Das hat er in der Debatte ausdrücklich gesagt. Und das Ganze läuft dann unter gewaltfrei. Das ist irgendwie pervers, aber das ist so. Die andere Seite ist, die Unversöhnlichkeit festzuhalten, ohne zu wissen, daß – in dem, was wir gesellschaftlich sind – immer objektiv bei aller Differenz ein Element von Integration auch da ist. Die Hafenstraße hat einen Schritt auch der Integration gemacht, und ich behaupte, es gibt für die Kräfte, die wir repräsentieren, keine andere Möglichkeit, als den Eiertanz zwischen Integration und Nicht-Integration immer wieder auf's Neue zu beleben, immer wieder dieses Spannungsverhältnis herzustellen.

In den nächsten Jahren ist 'ne intensive Maulwurfphase angesagt. Eine intensive Maulwurfphase, um die Voraussetzungen dafür wieder zu schaffen, daß der gegenwärtig dominierende Integrationsprozeß gestoppt wird.

Fritz: Also ich weiß nicht – ich will erst mal weg von dieser diffusen Begriffsklotzerei, von dieser rhetorischen Großklotzerei. Das geht mir ziemlich auf'n Keks. Ich sitz hier, um wesentliche Punkte zu diskutieren, die darum gehen, wie ist die Situation nach Frankfurt einzuschätzen, Gewaltspirale, wo wird in der Linken darüber diskutiert, also über die Begriffe 'Abrüstung' und von wegen neuer Formen von Widerstand, von 'passiver Gewalt'. Es geht ganz konkret darum, erst mal zu schnallen: Wir sind hier in einer ganz anderen Situation als meinetwegen noch vor fünf oder zehn Jahren. Wir haben hier 'ne Situation, wo uns Tag für Tag Lebensbedingungen mehr und mehr entzogen werden, kaputt gemacht werden.

Wir haben vorhin über den atomaren Holocaust gesprochen, wir haben auch ganz schön Günther Anders zitiert, das Gesicht eines immer größer werdenden technologischen Faschismus' entwickelt sich langsam, wenn ich an so Begriffe wie Umstrukturierung, Neue Technologien, Überwachung, was weiß ich, denke. Da frag ich mich wirklich: Wann setzen wir da mal 'nen Punkt und labern nicht nur immer drum herum. Setzen 'nen Punkt und sagen: Wie können wir, statt immer nur quantitative Antworten mit 300.000 auf 'ner Demo oder Menschenketten um 'nen Bauzaun, wie können wir endlich mal dieser Herausforderung qualitativ begegnen? Statt nur immer zu theoretisieren. Wie können wir endlich mal Praxis entwickeln? Also ich find's Quatsch, zu sagen, wir können jetzt oder in näherer Zeit die Machtfrage stellen. Ich denke, wir müßten doch einfach auch mal wagen, bestimmte Sachen zu denken und zu machen. Nämlich zu überlegen, praktisch – und da fängt die Frage für mich an – : Was ist das, wenn da geschossen worden ist in Frankfurt? Ist das nicht einfach mal die Logik eines Gedankens, der bis zum Ende gedacht worden ist? Mal jetzt auch 'nen bißchen zynisch gesagt. Ist das nicht also auch 'ne Diskussion, die so geführt werden muß? Noch mal 'ne neue Auseinandersetzung, auch wie Günther Anders sagt, daß man den Leuten, die uns androhen, das zu tun, daß wir denen das auch androhen. Und nicht nur androhen bzw. irgendwann einmal überlegen, das auch wirklich zu machen. Und die Frage danach: Gibt es dann legitime oder gerechte Gewalt, die dazu führt, daß wir hier die Machtfrage stellen bzw. irgendwann einmal in der theoretischen und auch in der praktischen Auseinandersetzung dieses System nicht reformieren, sondern so ändern, daß es hier diesen Begriff von 'befreiter Gesellschaft' gibt.

Schubart: Ich bestreite ja mitnichten die Notwendigkeit eines effektiven Widerstands gegen lebensbedrohende Maßnahmen in diesem gesamten technologischen Bereich, im militärtechnologischen ebenso wie im ziviltechnologischen Bereich, ob das nun AKWs, ob das Atomwaffen sind, ob Waldsterben, ob chemische Industrie, Vergiftung unserer Welt. Und ich bin ja der, der sagt: Ein ganz klares eindeutiges Ja zum Widerstand. Der Streit geht ja nicht um die Notwendigkeit von Widerstand, der Streit geht ja nicht mal um die Notwendigkeit von sehr radikalem Widerstand, sondern der Streit geht darum, welche Mittel setzen wir im Rahmen unseres radikalen Widerstandes ein.

Ich bin der Ansicht, daß ein klug und entschieden geführter Widerstand auf der Ebene von zivilem Ungehorsam und gewaltfreiem Widerstand sehr wohl ein radikaler sein kann, und daß Anwendung von menschenverletzender Gewalt letztlich – abgesehen von meinen Eingangsprämissen, die ich nicht noch einmal wiederholen will – auch noch ein Ausdruck von eigener Hoffnungslosigkeit und Ohnmacht ist, Ich sage, es kann einen radikalen Widerstand – vorausgesetzt, es gäbe darüber eine Verabredung, einen Konsens in der Bewegung – auch auf der Ebene von zivilem Ungehorsam und gewaltfreiem Widerstand geben, der viel eher geeignet ist, so Aha-Effekte in den grauen Zellen der Menschen hervorzurufen als die Zwillen, die Steine und die Mollies.

Fritz: Einen Satz nur: Steine, Molotowcocktails, Zwillen machen nicht die Mittel des militanten Widerstands bei Autonomen aus.

Schubart: Menschenverletzend, Fritz, von dem rede ich hier: Alles, was geeignet ist, Menschen durch Menschen zu verletzen. Über alles Übrige können wir uns sehr wohl hier einigen. Militant ist ein Widerstand, der diese Mittel ausschließt, aber alles andre einschließt: Bauzaunverletzung oder Pflugscharaktion oder alles andere, da werden wir uns sehr schnell einigen. Das ist ja gerade die Streitfrage: All die Mittel, die geeignet sind, Menschen durch Menschen zu verletzen, die will ich ausgeschlossen sehen. Über alles Übrige ... Ich hab' nichts gegen Vermummung, ich hab' nichts gegen einen kaputtgemachten Bauzaun. Im Gegenteil. Das ist für mich 'ne Frage der Opportunität. Wenn ich eingeworfene Scheiben mißbillige nach 'ner Demo, dann nur aus Zweckmäßigkeitserwägungen .

Gremliza: Wenn es um die kleinen grauen Zellen geht, also um Aufklärung, ist es natürlich auch sehr fraglich, was an Aufklärung bewirkt wird durch Sitzblockaden und Menschenketten. Es ist ja durchaus nicht ausgemacht, ob die nicht eher zur Verblödung als zur Aufklärung beigetragen haben. Und die Debatte über den militanten Widerstand, wie die ganze Bewegung der Autonomen, ist ja nicht zu trennen von den Erfahrungen, die mit Groß-Demonstrationen und mit Prominenten-Sit-Ins vor Kasernentoren gemacht wurden. Ich meine, daß wir die Kritik, die in diesen militanten Aktionsformen liegt, ernster nehmen müssen. Mit einer Aufforderung an die Militanten, wieder an den so erfolgreich organisierten Veranstaltungen sich zu beteiligen, mit denen wir schon so schrecklich viel erreicht haben – damit ist nichts getan. Gerade wenn wir's so kühl und taktisch sehen, wie Michael Stamm das vorgeschlagen hat, können wir erkennen, daß die Militanten die politische Position der Gewaltlosen nicht schwächen müssen, sondern stärken können. Da halt ein Landesvorsitzender des »Bundes für Umwelt und Naturschutz« eine Rede vor Richtern und Staatsanwälten, erzählt, daß die Mitglieder seiner Bewegung in Frust versinken und sagt diesen Richtern und Staatsanwälten, er befürchte das Heraufkommen eines 'Umweltschutzterrorismus'. Damit drohen zu können, macht ja seine Position nicht schwächer. Es liegt Stärke in dieser Drohung mit einer Gewalt, die er selbst gar nicht organisiert. Das machen andere. Da kann er auch gar nichts gegen tun. Die entsteht. Ein so rationaler Umgang mit Militanz ist wichtiger als Formen von Disziplinierung, Distanzierung und Aufrufen wie dem da in der »taz«, den Aschu unterschrieben hat.

Und der zweite Aspekt: Es ist ja tatsächlich so, daß sich innerhalb dessen, was sich mal 'der parlamentarische Arm der Bewegung' genannt hat, nämlich der grünen Partei, eine rasante Entwicklung nicht hin zum Maulwurf, Michael Stamm,

sondern hin zur völligen und bruchlosen Versöhnung mit diesem Staat, zu einer offensiven Anerkennung des staatlichen Gewaltmonopols herausgebildet hat. Dieser Wettlauf um die besten Plätze hinter den Särgen der beiden Polizisten weckt den Verdacht, es gehe gar nicht um Trauer und/oder Gewalt, sondern um staatsbürgerlichen Unterricht.

Schubart: Also da muß ich ganz scharf widersprechen. Ich habe überhaupt nichts mit den Teilen der Grünen im Sinn, die das staatliche Gewaltmonopol nicht nur anerkennen, sondern es geradezu glorifizieren, also die Gewaltbefürworter sind. Daß wir jedwede staatliche Gewalt – und das ist die immer am Anfang stehende Gewalt – strikt ablehnen. Die staatlich organisierte Gewalt – dabei bleib ich – ist die allerschlimmste Gewalt. Die Historie brauch ich hier nicht weiter aufzuführen. Ich gehör nicht zu denen, die sich von irgendjemandem – und sei's auch nur auf die heimliche oder unterschwellige Art – in einen Integrationsprozeß einbinden lassen. Unsere ganze Opposition, jahre- und jahrzehntelang, erst in der SPD, dann in den grünen Listen usw., werden wir jetzt nicht über Bord werfen, nur um mit irgendjemandem Frieden zu schließen. Darum geht es überhaupt nicht. Worum es geht, ist einmal die grundsätzliche Einsicht in die Frage der Verwerflichkeit von menschenverletzender Gewalt. Das ist, geb ich zu, eine prinzipielle Einsicht. Sie ist, hab ich am Anfang auch gesagt, näher nicht begründbar, und sie steht mit all dem, was der Michael sehr zu recht kritisiert hat, furchtbar ambivalent im Raum, weil sie einfach damit nicht fertig wird, daß es irgendwo doch Anwendung von Gewalt nicht nur geben muß, sondern sie sogar gerechtfertigt wird, auch von mir – Dritte Welt, Faschismus und solche Verhältnisse, mit denen wir es hier nicht zu tun haben. Das ist der Ausgangspunkt, und nur die Ablehnung von menschenverletzender Gewalt, das ist das A und O. Und das zweite, Hermann, wo ich Dir auch widersprechen muß, ist diese einfache Behauptung: radikaler gewaltfreier Widerstand ist vollständig ineffektiv. Ich gebe zu, man kann keine verifizierbaren Erfolge nachweisen. Aber man kann doch nicht bestreiten, daß in den Köpfen eine partielle Veränderung stattgefunden hat, die einfach daran festgemacht werden kann, daß heute etwa zu den Fragen Krieg und Frieden, Militärapparat, Atomtechnologie ein ganz anderes Bewußtsein in der Bevölkerung herrscht als in den siebziger Jahren. Ich frage mich, worauf ist dieser Bewußtseinswandel zurückzuführen?

Ebermann: Also über Erfolge zu referieren, und zwar schematisch getrennt, beider Aktionsformen oder beider gesellschaftlicher Lager, das macht mir viel weniger Probleme. Ich würd einfach sagen: Natürlich auch durch andere Sachen begünstigt, ist nachgewiesen, daß man soviel Druck hinkriegen kann, daß das Atomkraftwerk Wyhl nicht gebaut wird. Dann kommen die Abstriche: Energiezuwachsratenberechnungen traten nicht ein und so weiter und so weiter. Und ich würde auch sagen, 'ne ziemlich militante Szene in Berlin ist erfolgreich gewesen bei Hausbesetzungsaktionen.

Aber ich will noch mal zu diesem von Hermann angesprochenen Punkt was sagen. Ich persönlich bin der Meinung, daß von dem, was 'Autonome´ genannt wird, in bestimmten Kreisen auch der Partei, der ich angehöre, aber auch darüber hinaus, ein ganz anderes Bedrohungsempfinden ausgeht als das der Gewalt oder der Störung von Abläufen eigener Demonstrationen oder sonstwas. Daß es also als bedrohlich angesehen wird, nach was für radikalen Lebensformen dort gesucht wird. Und zwar nicht im Schöner-Wohnen-Frischtapeziert-Blumenumgetopft-Stil, sondern daß die Autonomen zugleich auch immer sich der persönlichen Konsequenz aus der politischen Analyse gestellt haben. Ich glorifiziere das nicht. Aber als Bürger an der Hafenstraße spazierenzugehen hat nicht nur die Implikation: die schrecklich Vermummten und die Barrikaden zu sehen, sondern auch zu wissen, daß da Leute rummachen, die mit ein paar Themen wie eigener Kühlschrank und sichere Rente und Eigenheim durch sind. Und ich glaube, daß deswegen ein Teil der jetzt überschäumenden Distanzierung gegen die Autonomen auch sowas hat wie: Entschuldigung des eigenen Lebens, Beweihräucherung der eigenen Kampfform, also des eigenen Sich-Zufriedengebens mit Symbolik, mit Aktionsformen, in denen einem nichts passieren kann. Das gilt nicht für einige Beispiele, die Aschu angeführt hat. Wenn ich das Heft »Graswurzelrevolution« lese, dann wäre es ganz ungerecht, weiterhin zu behaupten, daß Leute, die gewaltfrei agieren wollen, damit irgendwie Versöhnung mit Staat oder Versöhnung mit vorgefundenen gesellschaftlichen Verhältnissen betreiben. Sondern die diskutieren unter dem Vorzeichen: Wir glauben, daß unser Weg effektiver ist; unser Weg ist nicht der Weg der größeren Reputation oder der Vereinbarkeit von Oberstudienratlaufbahn und ab und zu mal Demonstration, wobei man bei der Demonstration den Polizisten eine Blume übergeben muß, was nicht nur Respekt vor der Person des Polizisten, sondern auch Respekt vor dem eigenen Beruf bedeutet. Das ist nicht die Position zum Beispiel solcher Leute. Aber die Autonomen stehen auch für so etwas wie: Analyse ernstnehmen und sein Leben danach einrichten. Und das ist bedrohlich für alle, die diese apokalyptischen und richtigen Analysen lesen, sich aber selbst einen Weg machen, wo man in gewisser Ignoranz dieser Analysen weiterleben kann, und ich rede ein Gutteil über mich. Karl-Heinz Roth hat diese Frage mal am Beispiel der frühen RAF thematisiert. In seiner Kritik an deren Kampfmethoden hat er gesagt: Wir haben uns vor radikale Fragen gestellt, nämlich vor die Konsequenz, sein Leben so einzurichten, wie es der politischen Analyse entspricht. Und das erklärt einen Teil des Hasses, der den Autonomen jetzt entgegenschlägt.

Konkret 01/88, S. 44

Wolfgang Pohrt

Mythos als Realpolitik

Wer sich von Helmut Kohl erzählen ließe, was dieser in China erlebt hat, erführe nichts über Peking und alles über Oggersheim. Nicht anders geht es einem mit den Rückblicken des linken Kulturbetriebs auf das Jahr 1968

Jeder Film ist vorrangig ein Dokument nicht der Zeit, über welche er berichtet, sondern ein Dokument der Zeit, in welcher er entstanden ist – besonders dann, wenn er nach dem nicht sonderlich originellen Gestaltungsprinzip verfährt, alte Aufnahmen junger Leute mit neuen Aufnahmen alter Leute zu mischen. Im Dokumentarfilm über die Protestbewegung drückt sich daher nicht diese selber aus, sondern was sich ausdrückt, ist ein der Protestbewegung sehr fremdes Interesse an ihr. Denn während es der Protestbewegung um den als weltweit verstandenen Kampf gegen Ausbeutung, Unterdrückung und tagtägliche Entmündigung ging, verfolgt der Dokumentarfilm allein den Zweck, sich auf die eigene, kleine Vergangenheit zu besinnen. Und schon das Wurzel-Deutsch des Untertitels, welches nur in den Kategorien Kraut und Rüben denkt, die organizistische Primitiv-Mythologie also macht den Film als ein Produkt aus der Epoche der Neuen Bodenständigkeit erkennbar, in welcher eine Revolte nicht Ursachen, Anlässe, Gründe hat, über deren Berechtigung man nachdenken und diskutieren kann, sondern Wurzeln, die man ausgraben muß. Der Film spiegelt eine Gesellschaft wieder, in welcher die vielfältigen, real nicht begründeten Untergangsängste ein Ausdruck der unbestreitbaren Tatsache sind, daß es nur die Sekunde oder ein beliebiges Vielfaches dieser Einheit ist, was die Toten von den erloschenen Lebenden trennt, die zwischen sich selbst und ihrem unvermeidlich irgendwann eintretenden Ende allein die Dauer, aber weder Wunsch noch Erfüllung zu erblicken vermögen.

Doch weit entfernt davon, die kümmerlichen Bedingungen seiner Entstehung angemessen auszudrücken, reproduziert der Film nur den Bewußtseinszerfall, welcher schon darin besteht, daß man den zusammengeflickten Streifen überhaupt als Film bezeichnet – ein simpler Etikettenschwindel also, ein gängiger Roßtäuschertrick, auf welchen sich, nebenbei bemerkt, der aufgeklärte Verbraucher stets gefaßt machen muß, wenn irgendwelche Mythen versprochen werden, ganz gleich, ob sie »Mythos Berlin« oder »Mythos '68« heißen. Das Konstruktionsmuster des Films ist dem durchschnittlichen Fernsehabend nachgebildet. Es stehen im Ersten Programm eine zeitgeschichtliche Magazinsendung, im zweiten Programm Videoclips und auf dem dritten Kanal die Interview-Reihe »Wortwechsel« zu Wahl, und der Zuschauer, unschlüssig hinsichtlich der Art, auf die er sich zutodelangweilen soll, spielt mit der Fernbedienung. In den Videoclips sind – Spaß muß sein – Polizeiknüppeleien mit Beatmusik unterlegt, in der Magazinsendung werden die alten Bilder aufgewärmt. Die umfangreichen Interviews, die den Unterhaltungswert einer abgefilmten Hörfunksendung besitzen, bezeugen abermals, daß bundesdeutsche Journalisten sich bei der Arbeit immer als Kammerdiener fühlen, denen man eine Audienz gewährt. Breit aufgebaut hinter dem Schreibtisch und der Kaffeemaschine sitzt da beispielsweise Karl-Heinz Roth, vormals Hamburger SDS-Vorsitzender, jetzt Direktor am Hamburger Institut für Sozialgeschichte, und gelegentlich kommt auch der mucksmäuschenstille Interviewer ins Bild, wie er, schon ganz zusammengesunken, auf dem unbequemen Besucherstuhl kauert und darauf wartet, daß er vornüber kippt. Die Demutshaltung, welche die Filmer gegen Personen einnehmen, die sie als »authentische Gesprächspartner« bezeichnen, verführt die Interviewten zu endlosem Dozieren.

Der Film – wenn man das Videoprotokoll eines verpfuschten Fernsehabends so nennen will – paßt also in eine Zeit, die, nach Vergangenheit hungernd, jede Vergangenheit unter sich begräbt, weil der Hunger nach Aufarbeitung, Rückbesinnung, Tradition, Vergegenwärtigung nur der Unfähigkeit entspringt, die Gegenwart selber als Moment eines geschichtlichen Prozesses zu begreifen, als Situation, für die es in der Geschichte Parallelen, Vorbilder, Ursachen gibt. Im Unterschied also zum begreiflichen Interesse der Jakobiner an römischer Geschichte oder zum Interesse der Protestbewegung an der Geschichte der Oktoberrevolution dominiert heute ein unspezifischer Vergangenheitshunger, für welchen 750 Jahre Berlin, 500 Jahre Bach, 200 Jahre Beethoven, 50 Jahre Kristallnacht, 40 Jahre Kapitulation, 30 Jahre Spiegel, 20 Jahre Protestbewegung und 10 Jahre Stammheim gleichermaßen bekömmliche Nahrung sind.

Das Kollektivbewußtsein scheint daher der Gemütsverfassung eines im Lehnstuhl dahindämmernden Alten zu ähneln, der mangels einer Zukunft – und weil er sich nicht mehr rühren kann – die Tage mit dem vergeblichen Versuch hinbringt, die längst unvorstellbar für ihn gewordene Jugend erinnernd nachzuempfinden. Auch der Film zeichnet sich, und zwar vor allem durch die Demutshaltung gegenüber den Befragten, durch eine Haltung aus, die mancher als Altersabgeklärtheit oder Weisheit bezeichnen würde. Dabei stellt Altersabgeklärtheit freilich nichts anderes dar, als jenes Gemisch aus Bauernschläue und Verblödung, welches so resignativ wie reduktionistisch beispielsweise in alten deutschen Volksweisheiten triumphiert, die da lauten, daß es immer ein Oben und ein Unten geben wird, oder daß die Männer immer nur das eine wollen. Stets ist die Ursache solcher gemeinen Irrtümer darin begründet, daß die Leute nach einem enttäuschenden Leben voller Niederlagen nicht mehr fähig sind, sich an ihre früheren Hoffnungen und Wünsche zu erinnern. Und deshalb, weil man unter den gegebenen Bedingungen im Alter und durch Erfahrung in der Regel nicht klüger, sondern dümmer wird, sind die Protestbewegungsveteranen vermutlich denkbar ungeeignet, der Sache gerecht zu werden, welche sie in lange zurückliegenden besseren Tagen vertreten hatten. Was im Zusammenhang mit der

Altersabgeklärtheit ferner stört, ist die Mischung aus Denunziation und menschlichem Verständnis. Wie der Volksmund den Liebenden denunziert mit der Behauptung, daß Männer immer nur das eine wollen, und wie er gleichzeitig zu verstehen gibt, daß man an diesem Befund überhaupt nichts sonderlich Schlimmes, sondern ihn nur allzu menschlich fände, so spürt man im Film keine Wut über Fehler und Schwächen, sondern eher spürt man Erleichterung und Genugtuung dabei: Wie gut, daß es die Revolution nicht nur nicht gegeben hat, sondern daß es sie auch gar nicht geben konnte. Denn wenn es die Revolution nicht geben kann, dann sind wir, die wir sie heute auch gar nicht mehr machen wollen, nicht etwa resigniert, alt und verbraucht, sondern wir sind, ganz im Gegenteil, mit den Jahren immer reifer und klüger geworden. Und mit der als Einsicht deklarierten Senilität ist dann die Grundlage erreicht, auf welcher Bölling und seine Feinde von einst einander umschleimen.

Statt, wie er vorgibt, in aufklärerischer Absicht Mythen zu zerstören, trägt der Film daher zur Verfestigung unsinniger Vorstellungen und Verhaltensweisen bei. Nicht nur ist er selbst ein Musterbeispiel für Zahlenmystik, insofern es keine vernünftigen Gründe dafür gibt, daß pünktlich zum 20. Jahrestag einer Bewegung in allen Blättern und auf allen Kanälen ein starkes Bedürfnis nach Aufarbeitung der Vergangenheit entsteht; sondern das im Ton der neuen Geschwollenheit verfaßte Selbstportrait, welches die Medienwerkstatt im Programmheft der »Duisburger Filmwoche« drucken ließ – »1976 geboren als Idee. 1977-78 erste Gehversuche und Orientierung« – stellt mit seiner Firmengründungsmythologie jede Idolisierung Che Guevaras in den Schatten. Die Unternehmerfestschriftenpoesie, die bei Nietzsches »Geburt und Tragödie aus dem Geist der Musik« Anleihen macht, um es mitzuteilen, wann die Gesellschafter den Plan zur Gründung eines alternativen – und in diesem Fall übrigens äußerst kapitalintensiven – Kleingewerbebetriebs faßten; überhaupt diese lästige Gebärmetaphorik, welche dann auch noch durch die »ersten Gehversuche« strapaziert wird – dies alles nährt den Verdacht, der Film wolle weniger generell Mythen zerstören, als vielmehr halbwegs berechtigte und vernünftige Mythen durch absolut falsche Mythen ersetzen. Und ganz abgesehen davon, daß man gerne wüßte, auf welchen Sockeln die Dutschkes in Bronze und der unbekannte Steinwerfer in Beton denn zu finden sind, und welche Massen zu den Gräbern von Petra Schelm und Georg von Rauch pilgern; ganz abgesehen also davon, daß die Mythenbildung über die Protestbewegung kein Faktum ist, sondern entweder der Wunschtraum von Veteranen, die man nach Abfeiern des Jubiläums gründlich und schnell vergessen wird, oder ein billiger Vorwand für Grüne Aufsteiger, die mit der Kritik fiktiver Protestbewegungsmythen ihre eigene Reife, Einsicht und Umkehr beweisen; ganz abgesehen davon, daß momentan nicht Revolutionsromantik dominiert, sondern die Unfähigkeit, sich ein Leben jenseits von Büro und Rasenmäher zu wünschen; ganz abgesehen davon also heißen die Mythen heute *die Realpolitik, das Machbare, der Sachzwang.* Gegen die vorherrschende Sachzwang-ldeologie aber sind selbst die wildesten sozialutopischen Spekulationen im Recht, und man darf an einen alten Protestbewegungsspruch erinnern: Realist sein heißt heute, das Unmögliche verlangen.

Überhaupt vermeidet es der Film, auf die sachliche Berechtigung der damaligen revolutionären Forderungen einzugehen, auf jene sachliche Berechtigung also, die mit den Jahren nur noch deutlicher wurde, insofern das Kapital, wie damals behauptet, von einer Krise in die nächste führt und dabei seinem historischen Auftrag folgt, mit der lebendigen Arbeit auch den lebendigen Arbeiter überflüssig zu machen, so daß es nun wieder Massen sind, die sich einstweilen in Unterstützungsempfänger und demnächst vielleicht in Gefolgschaftsanhänger verwandeln. Statt also die Protestbewegung als Politikum zu beurteilen, werden vielmehr deren Protagonisten und Anhänger vorgeführt, die selbstverständlich alle nicht im Jahr 1967 plötzlich vom Himmel gefallene Unschuldsengel oder Neue Menschen waren, sondern Leute, die mit sämtlichen Deformationen ihrer Herkunft behaftet sind. Das Gewicht, welches der Film dem Befund beizumessen scheint, daß die Anhänger der Protestbewegung im bürgerlichen Nebenberuf anlehnungsbedürftige, identifikationssüchtige, geltungshungrige etc. Leute waren, beruht freilich auf dem reformistischen Mißverständnis, die Veränderung der Welt käme dadurch zustande, daß erst die Menschen besser würden, und die besseren Menschen hernach bessere Verhältnisse erfänden. Im Unterschied zu solchen in letzter Konsequenz volkspädagogischen Vorstellungen pflegen Revolutionen nicht das Werk herzensguter Menschen zu sein, sondern das Werk von Menschen, die in einem glücklichen historischen Augenblick die Kraft aufbringen, sich über ihre Kleinlichkeit, ihre Ängste und ihre Schwächen hinwegzusetzen, und die dann in diesem glücklichen Augenblick Fakten schaffen, die fortwirken, wenn der revolutionäre Elan erlahmt ist.

Von einem solchen Augenblick nun, wo karrieristische, geizige, habgierige, kleinliche Mittelschichtler politisch und moralisch weit über ihre Verhältnisse leben, ist man momentan entfernter denn je. Daß auch der Film diesen Augenblick nicht auf die Leinwand bannen kann, ist ihm nicht vorzuwerfen. Vorzuwerfen ist den Filmern nur, daß sie die Protestbewegung ausgerechnet in einer Situation bilanzieren wollen, in welcher keiner mehr fähig ist, sich auch nur vorzustellen, wie es war, als man schwierige Bücher wie Krimis verschlang, statt sich an den matten Späßen des Frankfurter Vorläufigen Fronttheaters zu ergötzen, und als das Unrecht in allen Teilen der Welt ein Anlaß war, sich massenhaft auf den Straßen zu versammeln. Vorzuwerfen ist den Filmern daher, die von Berufs wegen irgendwann einmal Benjamin doch gelesen haben sollten, die platte, pausbackige Zuversicht, man könne heute ohne weiteres seiner Erfahrung innewerden. Der kunstlose Streifen bestätigt und bestärkt die bräsige und plumpfüßige Mentalität der von Kohls Kanzlerschaft geprägten Ära, insofern er sich an einem Thema vergreift, wovon Freiburger Kleingewerbetreibende besser

ihre Finger lassen sollten.

»Mythos '68, Die Wurzeln der Revolte«, Medienwerkstatt Freiburg, 70 Minuten, Farbe

Konkret 01/88, S. 46

Wolfgang Schneider

Der Musenficker

»Ich weiß, (...) daß ich an der menschlichen Kultur arbeite, an der jahrtausendelangen, daß ich auf der Seite der Schönheit, der Wahrheit, des Friedens und der Harmonie arbeite«.
Franz Xaver Kroetz, Tagebuch, 4.9.83

I.

»Ich will aufs Titelblatt und nicht ins Feuilleton.«
(Kroetz: 'Junger Komödiant' in: »Bauernsterben«, Juni 1985)

»Ich will die Masse, entweder ganz oder gar nicht.«
(Kroetz: 'Der feige Redakteur' in: »Furcht und Hoffnung der BRD«, 1983)

»Der Autor und Schauspieler Franz Xaver Kroetz wird 1988 die neue Spielshow 'Die Erfolgreichen' präsentieren. Nach Angaben des Südwestfunks hat Kroetz in Wien einen Vertrag für diese gemeinsam vom österreichischen Fernsehen, dem Baden-Badener Sender und dem Sender Freies Berlin produzierte Show unterschrieben. Start der neuen Reihe, zu der der ORF-Unterhaltungschef Harald Windisch die Idee hatte, ist am 20. Februar. (...) Mittelpunkt dieser Talk- und Spielshow bildet laut SWF jeweils eine erfolgreiche Persönlichkeit, die dem Moderator Rede und Antwort steht. In den Gesprächen soll der prominente Gast mit 'Freunden und Feinden' konfrontiert werden, dabei werden auch die 'Höhen und Tiefen' seines bisherigen Lebens vorgeführt. (. . .) 'Diese Offerte bringt Spannung und eine Wende in meinem trostlosen Leben', erklärte Kroetz.« (»FAZ«, 11.11.1987)

Der erfolgreichste deutschsprachige Dramatiker der Nachkriegszeit hat also endlich erreicht, was seine schmierigsten Figuren nur träumen durften: die Titelseiten der Boulevardpresse und einen festen Platz in der Vorstellungswelt eines ORF-Unterhaltungschefs. Schwer hat er dafür gearbeitet, statt ein wohlhabendes Publikum mit den immergleichen Katastrophen gesellschaftlicher Versager unterhalten zu müssen, nun die Armen an Geist und Gütern durch die 'Höhen und Tiefen' der hierorts Erfolgreichen führen zu dürfen. 16 Jahre prompter Bedienung der Bedürfnisse eines maroden Literatur-und Theatermarktes, 41 Versuche theatralischer Aufbereitung von Schlagzeilen der Regenbogenpresse und die glaubwürdige Verkörperung eines Klatschreporters im TV-High-Society-Ulk 'Kir Royal' waren nötig, ehe ihn jene Blätter, die ihm die Welt bedeuten, endgültig ins Herz und damit in ihre Spalten schlossen.

Daß er dabei ganz der Alte geblieben und die Kontinuität seines sozialkritischen Schaffens auch durch ein Engagement als Conferencier einer Prominentengala keineswegs gefährdet sei, hat er seiner Anhängerschaft am 9.11.87 via »Spiegel« mit einem *Die Sendung wird wahnsinnig frech* glaubhaft genug versichert. Der »Welt« jedoch, die sich dem *Hofsänger der Verzweifelten* (Kroetz über Kroetz) ebenfalls und – am 5. + 7.10.87 – gleich zweiseitig öffnete, teilte er mit: *Ich räume im Augenblick mit eigenen falschen Hoffnungen in meiner Biographie auf.*

Nun tut Kroetz eben dieses, seit er das Licht der Öffentlichkeit erblickte. Demungeachtet hält der gesamtdeutsche Kulturbetrieb mit dumpfer Hartnäckigkeit bis heute an der Fiktion des »politischen Aufklärers«, »Sprechers der Sprachlosen« und »Anwalts der Deklassierten« Kroetz fest. Selbst der Charakter jener Örtlichkeiten, in denen sich ihr Idol seit Jahren bevorzugt läutert und erleichtert, bringt unsere progressive Intelligenz nicht ins Grübeln. Dabei erzählen nur »Quick«, »BILD der FRAU«, »Bunte 11lustrierte«, »Für Sie«, »Bild am Sonntag«, »Cosmopolitan«, »Welt« und »Playboy« die Wahrheit über einen *Dichter* (Kroetz über Kroetz), der einerseits seine Figuren *in einen frisch gefüllten BlLD-Zeitungsständer* kotzen läßt, *weil Wehren Würde gibt* (»Furcht und Hoffnung der BRD«), der aber andererseits auf die Frage, warum er stundenlang für Springers »BILD der FRAU« posiere, geradezu brünstig reagiert: *An 3,3 Millionen Lesern können Sie doch nicht einfach vorbeigehen.* Nur die Lektüre einer Presse, die in Baby Schimmerlos sich selbst und als Baby Schimmerlos den Kroetz feierte, zeigt, wie weit der *Schriftsteller der Armen* (Kroetz über Kroetz) bei seinem Versuch, *das Auseinanderlaufen meiner Existenz und meiner Stücke zu beenden,* bereits gekommen sein muß, wenn ihm gegenüber einer Porno-Postille für die Business-Class Sätze wie diese gelingen: *Klappern gehört zum Gewerbe. (...) Ich hatte immer ein offenes Verhältnis zur Presse. (...) Mit Karasek vom 'Spiegel' bin ich per du* (»Playboy« 9/86).

II.

»Es geht mir nicht um Erfolg. Es geht mir (. . .) um Einsichten. « (»Neues Deutschland«, 26.10.74)

»Erfolglosigkeit würde mich (. ..) in den Selbstmord treiben.«(»Stern«, Sept. 86)

Nachdem er in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre dutzendfach und erfolglos sich bemühte, allerlei Prosa- und *Dra*menversuche bei bundesdeutschen Verlagen unterzubringen, nachdem auch seine Bewerbungen als »Fix und Foxi«-Dialogschreiber beim Rolf Kauka-Verlag und Fortsetzungsromancier bei »Bravo« (Titelvorschlag: »Ein Herz flieht«) gescheitert waren, erhält der Schauspieler und Gelegenheitsarbeiter Franz Xaver Kroetz – veranlaßt durch Martin Walser – 1970 das Dramatikerstipendium des Suhrkampverlages. Das ist alles andere als ein Zufall: Seit Oktober 69 regiert Willy Brandt- die Revolutionseuphorie der Jahre 67-70 implodiert und treibt den Betrieb nicht mehr; Publikum, Theaterkritiker und -regisseure sind an den politisch-didaktischen bzw. politisch-dokumentarischen Stücken Brechts bzw. Weiss' nicht länger interessiert; die 'unpolitische' Beschäftigung mit individuellen Schicksalen tritt an die Stelle einer kritischen Analyse der kapitalistischen Gesellschaft; die 'Volksstücke'-Schreiber Horvath und Fleißer werden entdeckt; Kroetz' Stunde schlägt.

Am 27.11.1970 erscheinen die ersten Interviews mit dem »Naturtalent« in den Münchner Boulevardzeitungen.

Am 3.4.71 werden in München die beiden Einakter »Heimarbeit« und »Hartnäckig«, in denen es unter anderem um Abtreibung und Kindsmord geht, uraufgeführt. Unter Polizeischutz zwar, da konservativ/klerikale Kreise, durch die Presse auf 'Skandal' getrimmt, versuchen, die Aufführung zu verhindern, aber mit desto größerem Erfolg. Kroetz erhält die Ludwig-Thoma-Medaille der Stadt München. Er ist 25 Jahre alt.

»Ich hab das damals gleich richtig eingeschätzt, feixt Kroetz heute. G*ott sei Dank, hab ich mir gedacht, jetzt wirst du berühmt«* (»Quick«, 25.9.86).

Anfang 72 tritt Kroetz in die DKP ein. Später findet er dafür so viele Gründe wie Gesprächspartner – zum Beispiel: *Ich bin Marxist geworden, weil ich das Vernünftige lieben gelernt habe* und um *Teil des großen Ganzen zu sein* (1978); *Schutz vor der Umarmung der Bourgeoisie!* habe ihn zum Parteieintritt veranlaßt, heißt es wunderbar zweideutig zwei Jahre später in einem Beitrag für die Zeitschrift 'Probleme des Friedens und des Sozialismus'; *hineingeführt hat mich,* gesteht er schließlich am 14.12.86 Günther Gaus in der ARD-Talkshow »Deutsche«, *der Protest gegen mein Elternhaus.*

Im Laufe des Jahres werden unter anderem die Stücke »Stallerhof« und »Oberösterreich« uraufgeführt. Kroetz gehört bereits zu den meistgespielten Autoren der Saison, wird mit dem Fontane-Preis der Stadt Berlin ausgezeichnet und fordert am 15.6. in KONKRET: *Schafft das Theater ab!.* Was merkwürdig ist. Denn »Kroetz (zählt) zu jenen Prominenten, die mit originellen Werken (...) das verkrustete Subventionstheater rechtfertigen und so am Leben erhalten« (»Spiegel«, 1972). Er kandidiert auf Platz 10 der bayerischen DKP-Landesliste für den Bundestag und definiert Ende des Jahres *schreiberische Qualität(!)* mit: *dem Volke dienen.*

Weder die DKP-Mitgliedschaft noch der Agit-Prop-Versuch »Münchner Kindl« schaden seiner Beliebtheit. Die Preise purzeln weiter: Kritikerpreis des Verbandes deutscher Kritiker 1973, Hannoverscher Dramatikerpreis 1974, Wilhelmine-Lübke-Preis 1975, Mülheimer Dramatikerpreis 1976.

Im Frühjahr 76 gibt Kroetz dem »Berliner Extradienst« ein Interview: *Draußen im Leben geht 's einem dreckig. Da ist es herrlich, wenn viele Kommunisten beeinander sind und sagen können: Da schaut's her, da samma! Wir finden den Herbert Mies gut, wir finden unsere Bruderparteien gut. Und wir sind auf dieser Linie hart und kräftig.* Kroetz tritt zum zweitenmal als DKP-Kandidat zur Bundestagswahl an.

Und Anfang Mai 1980 aus der DKP aus. Die »FAZ«, die Kroetz' politisches Engagement nie sonderlich ernst nahm, prophezeit: »Mit Kroetz geht es nun also noch einmal aufwärts: Es ist hierzulande ja nur eines noch attraktiver, als ein vom Kommunismus leicht überhauchter Literat zu sein – ein Schriftsteller zu sein, der früher wirklich einmal Kommunist war. War Kroetz wirklich einer?« (7.5.80). Die »Bunte lllustrierte« aber bekommt vor Freude einen Iyrischen Anfall: »Dem Himmel sei Dank. Der stärkste Dramatiker der Nachkriegsgeneration – ein Bayer natürlich – hat seine Bewunderer wegen dieser Vorliebe für altbackenen Kommunismus immer irritiert. (...) Von diesem Verdacht hat Kroetz sich jetzt befreit, an einem Wochenende, als die Blümchen auf den bayerischen Wiesen blühten und ein Nowosti-Agent in Köln jenen Artikel schrieb, in dem er Deutschland als Ziel Nr. I für sowjetische Raketen bezeichnete« (22.5.80).

Jetzt bin ich nicht mehr einsam, erklärt Kroetz der »Münchner Abendzeitung« (10.9.80).

Zwei Jahre später ist Kroetz politisch wieder heimisch geworden. Tagebuch, 16.12.82: *Meine Konsequenz: die Grünen unterstützen (...), nicht die SPD (...). Die Grünen sind mehr Zukunf t und mehr Sicherheit für Treue zu dem, was sie vor den Wahlen sagen.* (Die wahre Schönheit dieses Satzes erfaßt nur, wer bedenkt, daß sein Verfasser gut 8 Wochen zuvor bekanntgab: *Ich bin jetzt leider ein richtiger Dichter.) Durch diese Partei scheinen die Menschen überhaupt (. . .) sich bewußter zu werden* (14.9.82).

So bewußt, daß Kroetz 5 Jahre später, im Oktober 87, der »Welt« nicht nur berichten kann: *Heute dagegen wähle ich mehr Sozialdemokratie* (dergestalt die politische Laufbahn unserer vor 20 Jahren so aufgeregt politisierten Intelligenz geradezu

idealtypisch beendend), sondern sich darüber hinaus in der Lage sieht, *den Intelligenzquotienten, den Witz, den Humor, die Ausdrucksfähigkeit, das geschichtliche Denken Adenauers zu* loben und vom nationalsozialistischen Völkermord einzig *die uns historisch auferlegten Niederlagen, das, was uns historisch geschehen ist, zu* erinnern . *– Mein Vater war Offzier und seinerzeit überzeugter Nazi – mein Gott, was sollte der denn sonst sein ?*

Im März 83 steht es endgültig fest: *Ich wachse meiner Bestimmung zu: Maler zu sein getreuer Maler, Chronist der Leidenden der Weinenden, der Untergehenden, der Vergessenen.* Also beginnt Kroetz bald darauf, die Fernsehserie 'Kir Royal' abzudrehen. Das Objekt dieses 6-teiligen Fernsehscherzes amüsiert sich köstlich: »Franz Xaver Kroetz (...) ehedem ein Böllchen und Sandinisten-Heini, wie hat er sich verändert« (»Bild am Sonntag«, 19.8.84), und erkennt im Hauptdarsteller einen Kollegen: »Die Figur des (Klatschreporters) Schimmerlos (...) erhält durch Kroetz noch mehr Realität und noch mehr Glaubwürdigkeit«. *Ich spiele den Baby Schimmerlos, wie ich bin. Ich bin Dichter. (. . .) Ich liebe Klatsch,* wird Kroetz diesen Eindruck pünktlich zum Sendetermin bestätigen.

Der »Sandinisten-Heini« aber hat ihn auf eine Idee gebracht: Im Dezember 84 fliegt er für ein paar Wochen nach Nicaragua *– mit dem Bewußtsein, dort eventuell einen Krieg zu erleben. Das war mir recht* (KONKRET 3/86). *Natürlich habe ich die Gefahr gesucht. (...) Mein Vorbild ist Hemingway. Kriegsberichterstatter zu sein, wäre für mich als Mann und Schriftsteller das Schönste* (»Playboy«).

Zwar liefert Kroetz keinen Frontbericht, dafür aber gelingt ihm mit dem »Nicaragua-Tagebuch« einer der schmierigst-verlogensten Texte der achtziger Jahre: *Das ist kein Buch 'über' Nicaragua. (...) Mutti, das ist ein langer Brief an dich.* Gespickt mit drolligen Vorsätzen: *Ich will mein kleines Leben an den großen Erdball anlegen und merken, daß ich ein Würstchen bin,* aber gefüllt mit den Dokumenten eines aussichtslosen Kampfes zwischen 'Schriftsteller und Mann': *Ich schreib hier, blut und schreib, freß literarisch Scheiße, die keine literarische ist – ich Arsch, ich Depp, ich Schwein, ich Niemalsich, ich Brutuswurschtl, ich – ich muß abbrechen, R. kommt. (...) Da ich die R. unbedingt ficken muß (...) mein Gott Nicaragua.*

»Nächste Woche rückt der Schwerverdauliche in die erste Garnitur gefälliger Persönlichkeiten auf«, versichert die »Bunte lllustrierte« am 18.9.86. Tatsächlich gibt es nach der 'Kir Royal'- Ausstrahlung, die pro Folge Einschaltquoten von bis zu 41 Prozent erreicht (= 14,16 Mio. Zuschauer), für Kroetz kein Halten mehr. »Sonst immer 'ganz unten', ist er plötzlich 'ganz oben' «, jubelt »Für Sie« (10.9.86). »Bild« meldet »40 Liebesbriefe pro Tag« (18.12.86). »Hörzu« zählt 60 Rollenangebote, darunter die Hauptrolle als Jockey in der 'Schwarzwaldklinik' -Nachfolgeserie 'Platz und Sieg', die der Pferdezüchter Kroetz, obwohl »Feuer und Flamme«, dann doch nicht bekommt

(24.7.87).

Stattdessen moderiert er, der dem »Playboy« verriet: *man müßte mehr schweigen können,* nun eine Talkshow und poliert seine literarische Karriere. »Kroetz oder Der Dichter als Schwein« ist der Titel eines offenbar autobiographischen Stücks, an dem er zur Zeit arbeitet und mit dem *ich (. . .) mich literarisch mal wieder zur Disposition gestellt habe. Es wird vom Leben eines Schriftstellers handeln, von der Sinnlosigkeit, dem manischen Aufschlagen der Morgenzeitung, des Feuilletons, der Frage, stehe ich heute drin oder nicht.* Denn *Dichter sind auch spannend. Es gibt Selbstmorde unter Dichtern, es gibt Trinkerheilanstaltsverdächtige. Auch dort passieren Tragödien.*

III

Sehr rasch haben sich Theaterkritiker und Literaturwissenschaftler über die Substanz der frühen Kroetzschen Serienproduktion (3-14 Tage pro Stück, prahlt der Autor mehrfach) verständigt, ohne zu ahnen, daß sie damit der inneren Logik des Kroetzschen Gesamtlebenswerks (von »Wildwechsel« bis 'Kir Royal') auf der Spur waren. Kroetz dramatisiere »die blutrünstigen Schlagzeilen der Boulevardpresse«, befand »Text und Kritik« 1978 (= TK). Seine Stücke »münden in jene Schlagzeilen-Wirklichkeit, wie sie uns täglich aus Boulevard-Zeitungen anspringt. (...) Referiert man das Thema des Stücks 'Stallerhof', dann kommt man auf eine jener Boulevardzeitungsmeldungen, die des Abscheus (!) aller Leser gewiß sein können: Ein Gelegenheitsarbeiter, kurz vor dem Rentenalter stehend, schwängert das debile Kind des Bauernpaares, bei dem er arbeitet. Aus 'Rache bringt der Bauer den Hund um, der der einzige Besitz des Gelegenheitsarbeiters ist. (...) So setzt Kroetz dem amorphen Ohnmächtigsein seiner Figuren die Trivialkomödie, jene tägliche blutrünstige Bildzeitungsschlagzeile als dramaturgischen Halt entgegen« (Karasek 1971).

Was immer Kroetz' Duz-Kumpel mit dem letzten Satz sagen wollte – die Reizwörter 'Ohnmacht', 'Trivialität' und 'Blut' verweisen nachdrücklich auf jenes Gefühlsgemisch aus Selbstzufriedenheit, voyeuristischer Lust und Ekel, das die Kroetz-Stücke beim zumeist gutbürgerlichen Publikum hervorzurufen in der Lage waren und das bis heute ihren Erfolg garantiert. 'Bildzeitung' aber steht für das frühe Einverständnis, das den Schlagzeilendramatiker an ein Medium band, dessen Botschaft zu vernehmen der gebildete Bürger schon immer lieber ins Theater ging.

Ohnmacht: 1985 untersuchte der Herausgeber eines Suhrkamp-Materialien-Bandes über Kroetz, was dessen Stücke so beliebt gemacht habe: »Die Geschlossenheit der Situationen, die Personen als Ausgelieferte und perspektivlose,

fatalistische Geschehnisse, das machte den Reiz (!) dieser Stücke aus.« Von der Sympathie speziell der Intellektuellen mit der »Einfachheit, Echtheit, Ursprünglichkeit der Kroetzschen Figuren, gerade wenn sie als deformierte erscheinen«, war bereits 1978 im TK-Band Nr. 57 die Rede gewesen.

Kroetz selbst, der mittlerweile überzeugt ist, er mache *so etwas wie Shakespeare (...) nur viel extremer,* hat seine Fähigkeit, zerstörte Menschen gefällig zu arrangieren, zur Grundlage seines Geschäfts, d. h. zum Imperativ seiner künstlerischen Produktion gemacht: *Ein Künstler ändert die Not nicht, er beutet sie aus. Aber das ist nichts Schlechtes Wir machen die Leidensspur sichtbar. Wir verewigen das Schicksal der Namenlosen (!). Das finde ich toll* (»Playboy«). *Das Theater geht nur dann nicht unter, wenn es unsere Defekte ausbeutet; rücksichtslos ist: Fette, Wasserköpfige, Krüppel und Huren müssen zeigen, was sie haben (...). Raus aus der Ästhetik, rein ins volle Menschenleben (SZ,* 5.10.87). *Am spannendsten ist die Katastrophe. (...) Wer ins Theater geht (...), der hat das Recht auf erlebte Katastrophe. (...) Mich haben mein ganzes Leben lang nur die Menschen interessiert, die unten waren, die Erbärmlichen, die Underdogs, die Krüppel. (...) Nur was scheitert, hat Reiz für mich* (»Cosmopolitan«). Wie für alle, denen der Anblick fremden Leids das eigene bürgerlich-beschränkte Dasein vergoldet.

Trivialität: »Naive authentische Trivialdramen« nannte der »Stern« bereits im Oktober 71 Kroetz' Werke. »Idylle blüht bei Kroetz«, resümierte 1978 »Text und Kritik«. Bis Anfang der achtziger Jahre blieb der »Mitleidsdramatiker« mit dieser Kategorisierung einverstanden, teilte er doch den damals wie heute unter Linken verbreiteten Irrtum, »eine niedrige Identifikationsschwelle hinsichtlich des politischen Bewußtseinsstandes sei eine unverzichtbare Voraussetzung für die Wirkungsmöglichkeit seiner Werke« (TK).

Hinter dieser gewöhnlichen Rationalisierung schriftstellerischen Unvermögens steckt, wie Michael Töteberg 1985 nachgewiesen hat, die Befangenheit des Autors in jenen Anschauungen, die er in seinen Stücken vermeintlich decouvriert: »Kroetz (ist) ein zutiefst konservativer Autor (...) in dem Sinne, daß traditionsgebundene Werte und Lebensorientierungen (Heimat, Familie, Handwerk) gegen moderne Gesellschaftsstrukturen und technologischen Fortschritt verteidigt werden. (...) Kroetz setzt beim Alltagsbewußtsein der breiten Masse an.« Diese Orientierung »bewirkt, daß Kroetz' Bühnenwelt den konservativen Einstellungen des sog. gesunden Volksempfindens verhaftet bleibt. (...) Die Struktur der bürgerlichen Kleinfamilie mit ihren traditionellen Rollenzuweisungen wird nicht in Frage gestellt.« Noch im September 82 charakterisiert sich Kroetz als *Familienschreiber. In all meinen Stücken gehe ich von der Familie aus, beschütze immer die Einheit Familie. (...) Ich will, daß die Familie hält.*

Was Kroetz als bewußtes literarisches Kalkül ausgibt (Absenken des Anspruchsniveaus und Kultivierung der Familie als 'Nest'), diktieren ihm in Wahrheit früh verinnerlichte kleinbürgerliche Normen, denen zu entkommen er vergeblich prominent geworden ist. Gegenüber der Münchner AZ begründete er am 22.12.79 einen seiner zahlreich-konsequenzlosen Abschiede von Bühne und Schreibtisch wie folgt: *Ich bin am Medium Theater gescheitert. (...) Ich rutsche immer wieder in mein Schema – Vater, Mutter, Kind, Angst. (...) Ich mu.ß raus, ich muß leben.* – »*Kein* Stück mehr von Kroetz – da wird man fast sentimental, wenn man an die vielen 'Stallerhof '- 'Wildwechsel'-'Wunschkonzert'-und-und-und-Abende denkt«, trauerte das Boulevardblatt voreilig. Der Trivialkitsch dieser Klage aber sagt mehr über die Kroetzsche Bühnenwelt als 3 Dutzend literaturwissenschaftlicher Versuche, ihren 'Realismus' nachzuweisen.

Blut: Daß zum röhrenden Hirsch überm Wohnzimmersofa der Porno im Video-Recorder gehört wie die Gewalt zum Kitsch, hat Kroetz sich zunutze gemacht: Er läßt des Bürgers Sau raus. *Beim Theater ununterbrochen Tabus aufschnüffeln,* lautet die pseudo-aufklärerische Formel, hinter der ein literarisches Arbeitsprogramm steckt, das um die leichte Verderblichkeit seiner Attraktionen sehr wohl weiß, Haltbares aber weder herstellen kann noch will, sondern bloß 'Neues'. Wenn der biedere Beischlaf auf der Bühne die Theater nicht mehr füllt, tut's vielleicht der Mund-Fick mit 'nem Marterl? Wenn das beiläufige Ertränken eines Säuglings nicht länger beunruhigt, läßt sich der Erregung des Publikums eventuell mittels einiger Liter Blut und Eiter auf die Sprünge helfen? Wir *haben die Verpflichtung, Krach zu schlagen, sonst verdienen wir unser Geld ja nicht. Wo's kracht, wo es einen Skandal gibt, da finden sich zwei, die das sehen wollen. Es gibt keine bessere Reklame als den Aufschrei des Spießers: Er möge mir bis ans Ende erhalten bleiben.*

Ende 84 scheint Kroetz den Erwartungen des pausenlos nach Sensationen verlangenden Betriebs nicht mehr gewachsen zu sein. Im »Nicaragua-Tagebuch« notiert er: *Ich mag Theater nicht mehr, weil es nicht mehr provozieren kann. (...) Wenn uns die Bürger, die uns bezahlen, nicht hassen, dann stimmt das Verhältnis nicht!* Selbstverständlich stimmt das Verhältnis nach wie vor, jedenfalls das zwischen Kroetz und jener Öffentlichkeit, der er seine Karriere verdankt: *Nach dem Stück »Bauernsterben« (1985) war die Fachkritik so was von lahm* (nämlich begeistert, WS), *daß ich fast eine Liebe zur 'Bild '- Zeitung bekam, als auf der ersten Seite stand: Setzt die Sauerei ab! Da dachte ich, ach, wie schön, wenigstens noch eine Reaktion.*

Und ohne die gäb's eben weder jene dreckige Wahrheit noch jenen zynischen Unfug, die dem Verfasser von »Bauernsterben« etwa zur Begründung einer Szene einfielen, in der ein 'Kunde', nachdem er eine Frau zu Anal- und Oralverkehr und zum Koten gezwungen hat, dieser die Haare abschneidet, um darin die Fäkalien nach Hause tragen zu können: *Ich muß das Stück ja verkaufen. Ich habe den Ehrgeiz, etwas zu schreiben, das man nicht übertreffen kann. Nach*

mir soll Literatur nicht mehr möglich sein. (. . .) Dichter sind wahrscheinlich immer irgendwo auch Faschisten (»Playboy«).

Kein Wunder also, daß Kroetz sich unter letzteren ganz wohl gefühlt hätte: Der »Welt« bestätigte er eine Äußerung, die er im Januar 87 in der Aspekte-Sendung 'München glänzt' gemacht hatte, *wonach ich lieber bei den Nazis im KZ Dachau gewesen wäre als in Amerika.* Denn *es gab noch in der schlimmsten Situation bayerische Gemeinschaft, bayerisches Leben, (...) es gab noch Entwicklungen im Rahmen von bayerischem Dialekt, von bayerischer Heimat, unter bayerischem Himmel.* Das ist auch heute noch *so: Bei einer Abstimmung würden möglicherweise 30 Prozent mehr Bayern für 'Ausländer raus' stimmen. (...) Ich schätze diese bayerische Menschlichkeit sehr.*

Bildzeitung: Am 7.3.83, nach dem Wahlsieg der konservativ/liberalen Koalition, notiert Kroetz: *Mir ekelt vor diesem Land (...), mir graust es (...). Die Wahlen (...) sind nicht frei (...), da dieses Sein von den Kapitalisten mit den neuen und alten Medien immer mehr immer totaler beherrscht wird (wir haben doch längst den Medien-Faschismus).* (Tagebuch)

Die Köpfe der Menschen sind das Kostbarste, was ein Land, was ein Volk hat; und Demokratie herrscht erst, wenn auch diese Gewalt, der Einfluß auf die Köpfe demokratisiert ist. Meine Angst vor der reaktionären Presse ist eben vor allem eine europäische Angst, ist eine westdeutsche Angst, ist eine Springer-Angst. (»Nicaragua-Tagebuch«, 1986).

»BILD der FRAU-Reporterin Gabriela Schäffling exklusiv zu Hause bei 'Kir Royal'-Star Franz Xaver Kroetz«: »Das Durcheinander (...) paßt zu diesem Typ mit seinem sympathischen Lachen, seiner offenen, herzigen Art. 'Geben Sie's zu', sagt er und grinst frech, 'Sie haben bestimmt gedacht, ich würd' Sie bitten, mir gleich den Abend zu versüßen. Ehrenwort! So einer bin ich nicht. ' Aber das Flirten – das beherrscht er schon. (...) Wir waten durch das gemütliche Kroetzsche Chaos.« (13.10.86)

»Der Reporter hat schon allerlei Leute gesprochen: Fußballspieler, Dirigenten, Klofrauen, Wissenschaftler, Talkmeister, Jazzmusiker, Kirchenfürsten, Schwerverbrecher. Es ist ihm aber Zeit seines Lebens kein Kerl begegnet wie dieser. Franz Xaver Kroetz, diese Dreckschleuder, dieser Sudelbayer, der vom Geschlechts- bis zum Oralverkehr alles auf die Bühne bringt, was 'Bild' und Piefke für Sauerei halten, dieser Kroetz ist einfach nur ein Lieber. Traurig, zweifelnd, ätzend in seinem Menschenurteil, aber voller Gefühl und Zuwendung. (. ..) Eine halbe Portion Mann. Ganz sanfte Augen. (...) An seinem Schreibtisch sitzt er unter dem Gekreuzigten von Nazareth und müht sich um Wahrheit. Der Reporter findet niemanden, der sich so angestrengt und peinigend um Wahrheit bemüht wie dieser Kroetz« (»Brigitte« 5.3.86).

IV

Aber Kroetz sucht keineswegs nur nach Wahrheit. Im wesentlichen ist er Künstler – *Hauptberuf Kunst. Basta.* – und also angestrengt und peinigend auch bemüht, sich eine genauere Vorstellung von den damit verbundenen Tätigkeiten zu verschaffen: *Die Kunst (.. .) diese Scheißhure geht mit jedem traurig-sentimentalen Arsch ins Bett* (1983); *von Euripides bis Mozart, von Michelangelo bis Berio, quer durch den Gemüsegarten der Kunst (* 1982); *Kunst (. . .) als Eigenentwurf; Kunst als eine Verwirklichungsmöglichkeit* (1986); *Kunst ist ein Mechanismus (...) zur Erzeugung von Rütteleffekten* (1987).

Weil damit jedoch nicht mal entschieden ist, ob der Künstler Kroetz nun als Scheißhure Rütteleffekte erzeugen oder lieber als Gärtner im Gemüsegarten sich selbst entwerfen möchte oder ob er gar das Rütteln im Gemüsegarten zugunsten seiner Selbstverwirklichung als Scheißhure aufzugeben bereit wäre, hat er klargestellt: *Entweder man hat Charakter, dann setzt man sein Talent für die Unterdrückten ein, oder man hat keinen Charakter, dann ist man das, was ich einen Musenficker nenne.*

Dementspechend hat der Musenficker Kroetz – *Mich interessiert das Volk überhaupt nicht* – ein künstlerisches Programm formuliert, das gegen die *zunehmende Kopflastigkeit der Bühnenliteratur die Kunst zurück in den Bauch holen soll.* Mit dessen Hilfe möchte er dann *Theater als einen Irrsinn entwickeln. Irrsinnige, Katastrophenmacher und Phantasiebombenleger sollen das Magische, das Numinose, das Spektakel* auf die Bühnen bringen und *Phantasiebomben legen. Ich fühle mich da dem André Heller sehr nahe.* Am liebsten aber möchte der Musenficker *mal eine Modenschau inszenieren* (»Welt«).

Auf Laufstegen kennt Kroetz sich immerhin aus. Denn wie kein Zweiter in der an eitlem Gespreize so reichen deutschen Nachkriegsliteratur hat er mit seinen Defekten gewuchert, um einerseits den Verkauf seiner Werke zu schmieren, um andererseits aber, was immer er tat oder schrieb, als wichtig, richtig und ihm allein möglich zu rechtfertigen dadurch, daß er den Tod als seine einzige Alternative vorwies. *Für mich steht Selbstmord auf der Tagesordnung, seit ich mich an mich erinnern kann.*

Über dem Kroetzschen Gesamtlebenswerk schwebt diese Selbstmord-Phrase als leere Drohung, die Kritiker zur Schonung, die Anhänger zur Bewunderung auffordernd. Sie ist beliebig einsetzbar und taugt, die Fortsetzung seiner Schriftstellerei ebenso zu begründen wie deren Beendigung. Wenn's drauf ankommt, wird selbst der bundesdeutsche *Medien-Faschismus*

dem Kroetz zum Lebensretter: *Ich wär tot, hätte ich die Möglichkeit nicht gehabt,* mit *dem Blättchen mit 5.000 Auflage bis zu den berühmten 3 1/2 Millionen gewisser Wochenzeitungen zu* reden. *Ich hab es gern gemacht. (...) In der Selbstdarstellung kann ich eine gewisse Form von Vitalität entwickeln.*

Da er also trotz allem noch lebt, muß er leiden: *Ich leide unter den Umständen dieser Welt, leide, wie vielleicht nicht viele; ich beute meine Seele aus wie einen Steinbruch,* um *über mich und mein Elend zu schreiben. Ich hab keine Geheimnisse mehr (...). Ich weiß zuviel; Leute wie ich fühlen vielleicht mehr Schmerz, weil sie empfindsamer sind.* Und schon weil auch der »Quick«, denkt sie an Kroetz, nur »ehrlich, sensibel, verletzlich« einfällt, muß nun am öffentlichen Reden dieses Mannes über sein Privatleben demonstriert werden, was Empfindsamkeit, Ehrlichkeit, Sensibilität und Verletzlichkeit bedeuten, wenn die deutsche Kulturnation sich über deren Zuordnung einig ist:

»Zum PLAYBOY-Interview im sonnigen Garten der mit schlampigem Schick eingerichteten Villa im Münchner Westen erschien der Dichter mit nacktem Oberkörper, Freundin Renate, eine Germanistikstudentin, die als Schreibkraft im 'Büro Kroetz' auch Gehalt bezieht, durfte zuhören, solange sie still blieb. (...)

P: Haben Sie sich auch schon mal in beruflich erfolgreiche Frauen verlieben können?

K: *Ja, in eine Apothekerin und einmal in eine Rechtsanwältin.*

P: Waren die auch so gefügig?

K: *Das war damals noch nicht gefordert. (...) Heute bekomme ich, was ich will, weil ich der Kroetz bin. (...) Ich glaube, daß der Erfolg auch eine erotische Qualität ist. (...) Wenn jemand es schafft, in dieser Gesellschaft nach oben zu kommen, sich umzusetzen, viel Freiraum zu haben, dann finde ich das sehr spannend.*

P: Ganz gleich, wer es ist?

K: *Ja, sicher. Auch das Erfolgreiche an Herrn Reagan hat auf mich eine anziehende Wirkung.* (»Playboy«)

Es geht mir oft so, daß ich morgens aufwach und mit jemandem im Bett lieg und mir denk, mit wem lieg ich denn da, wer ist denn das: Wer sind denn Sie??? Und dann macht die den Mund auf und ich denk mir: Was tut denn die in meinem Bett. (...) Und dann schmeiß ich sie halt weg. (AZ, 14.3.87)

Ich hab bestimmt schon mit 100 Frauen geschlafen (...). Zum Beispiel Lisa Fitz (...) Dann kam Uta (...) Da gab's Gudrun (...) Und dann gab's noch Dagmar (...) Aber die wichtigste Frau in meinem Leben ist meine Mutter. (»BILD der FRAU«, 22.9.86)

Die Literatur ist meine Geliebte. Wenn ich merke, eine Beziehung ist nicht literarisch zu verwerten, mache ich sofort Schluß. (...) Ich weide die Frauen aus und schmeiße sie weg. Denken Sie an Goethe. (. . .) Das ist eine Berufskrankheit. (. . .) Mir ist eine schöne Blöde lieber als eine häßliche Kluge. (...) Ich bin ein Mann. (»Playboy«)

Ich brauch das pralle Leben, Schweiß, Blut, die Tränen der einfachen Frau. (»Für Sie« 10.9.86)

Diese Mixtur aus Kitsch und Gewalt, aus faschistischer Herrenmenschenmentalität und Frauenverachtung steht am Ende der Kroetzschen Karriere. Auf Erden kann er nun weiter nicht mehr herunterkommen. Nur der Himmel steht ihm noch offen. Und eben dorthin hat er sich schließlich gewandt: *Um meinen geistigen Weg zu beschreiben: Ich glaubte, die Welt und den Schöpfer versöhnen zu müssen. (. . .) Ohne einen Schöpfer kann ich nich t auskommen. Ich kann nicht leben, ohne daß ich bei meinem Schöpfer nachfrage, anklage, fordere, der Hiob bin. (...) Inzwischen wird kaum noch bezweifelt, daß ich im Grunde der einzige christliche Bühnenautor überhaupt bin (...), daß ich ja geradezu manisch Christus in die Kunst zurückhole. (...)Ich habe keine Angst, vor meinen Herrgott zu treten.* (»Welt«)

Das aber wird bald sein: Eines Morgens nämlich, im Badezimmer, beim Stutzen des Schnauzers, wird sich erfüllen, was Kroetz unlängst schwante: *Man kann in keinen Spiegel schauen, sonst wird man vom Nichts der Wirklichkeit erschlagen.*

Alle kursiven Zitate sind Äußerungen von FX Kroetz.

Konkret 01/88, S. 52

F. W. Bernstein

Der Sittenfuchs

Eine biografische Moritat

Es geht um einen Schwaben.
Um seinen Lebenslauf.
In Göppingen hat er begonnen,
in Paris, in Paris hört er auf.

Achtzehnhundertsiebzig geboren;
viel mehr ist gar nicht bekannt.
Die Mutter eine geborene Mayer,
der Vater Fabrikant.

Er erinnert sich später bestimmt nicht
an seine Vaterstadt;
was wundert's, daß man hierorts
ihn auch fast vergessen hat.

Nein, Eduard Fuchs ist kein Jude.
Er ist nur Anarchist,
Sozialdemokrat, Spartakist, Kommunist,
ein schwerreicher Mann und ein Dichter,
Kulturhistoriker, Sinologe, Sexualforscher,
Kunstwissenschaftler, Kenner, Sammler,
Mäzen,
Revolutionär, gelernter Kaufmann,
Satiriker, Schriftsteller, Journalist.
Und er spricht zeitlebens schwäbisch,
was überliefert ist

Achtzehnhundertundsiebzig –
mein Gott, was war da? – Krieg!
Hurrah! Gegen Frankreich, den Erbfeind
gab's einen haushohen Sieg.

Die Familie zieht nach Stuttgart,
einundsiebzig – soviel ist gewiss.
Gekrönt in Versailles: Deutscher Kaiser.
Zerschossen: die Kommune in Paris.

In Paris in Paris wird er sterben,
bis dahin ist es noch lang.

Der kleine Fuchs in Stuttgart
probiert grad den aufrechten Gang.

Aus dem Bub da soll mal was werden!
Ein Student in vollem Wichs!
Ein Pfarrer, ein Arzt, ein Beamter –
doch daraus, da wurde nichts.

Der Vater, der ist gestorben.
Die Familie steht ohne was da.
Der Junge muß Geld verdienen.
Da schickt ihn die Mama

zur kaufmännischen Lehre
in eine Druckerei.
Da lernt der Fuchs Anarchismus.
Er ist so frei!

Die Sozialistengesetze
sind immer noch in Kraft;
Fuchs steht auf einer Liste,
bald sitzt er in der Haft.

»Persönlichkeiten, welche als anarchisti-
scher Gesinnung
verdächtig bezeichnet sind...

No. 52, Fuchs, Eduard, Kaufmann, geb. 31.
Januar 1970 in Göppingen, 1,78m gross,
schlank, blonde Haare, braune Augen, hohe
schmale Stirne, Nase vorne etwas
breit, etwas aufgeworfene Lippen, gute aber unregel-
mäßig stehende Zähne, ovales, halbvolles,
blasses, unreines Gesicht, sehr lange Arme,
ist in Stuttgart wohnhaft.«

Zitat aus einem Flugblatt
aus der lllegalität.
Fünf Monate seine Strafe.
Was er heute wohl kriegen tät?

»Zürich, 12. November 1887
Auf zur Rache!....
....Arbeiter aller Länder, ermannt Euch, be-
waffnet Euch so gut wie möglich mit Revol-

ver, Dolch und Gift, sucht Euch Dynamit zu
verschaffen, welches Euch die Stelle von Ka-
nonen vertreten wird, damit wenn die soziale
Revolution losbricht, Ihr nicht machtlos Eu-
ren Unterdrückern gegenüber steht!
Nieder mit der Tyrannei!
Hoch die soziale Revolution!«

Mit zwanzig geht er nach München.
Die Mutter lebt auch nicht mehr.
Er schafft bei der SPD-Zeitung
und bringt's bis zum Chefredakteur

der satirischen Monatsbeilage
»Münchener Postillon«;
er steigert die Auflagenhöhe –
60 000 sind's manchmal schon.

Sein Händchen für Satire,
sein Blick für die Karikatur –
er ist dem Ding seines Lebens
von jetzt an auf der Spur.

Er baut schon am Buch der Bücher,
es heißt: »Die Karikatur
der europäischen Völker«,
eine Polit- und Kultur-lnventur.

Der Chefredakteur dichtet auch selber.
Hier folgt, in seinem Ton,
nach einem Freispruch geschrieben:
»Unfreiwillige Agitation

Der Staatsanwalt bemüht sich oft,
mit des Gesetzes scharfen Waffen,
die Zeitung, die ihm nicht gefällt
womöglich aus der Welt zu schaffen.
Doch konfisziert er heut ein Blatt,
liest man es um so fleiß'ger morgen,
und hierdurch tut der Staatsanwalt
am meisten für Verbreitung sorgen.«

Dann wieder zehn Monat' Gefängnis;
Beleidigung der Majestät,

was damals mit einer Satire
relativ einfach geht.

Kaum ist er wieder draußen,
kommt er aufs Titelblatt:
»Fuchsens Rückkehr« auf einem Maßkrug,
der Engelsschwingen hat.

Fuchs reitet und ruft aus dem Bilde:
»Gebt mir eine Maß Löwenbräu!
Himmlische Luft! Freiheit!
Freiheit!« Ein Götz-Zitat! Meiner Treu!

Auch sitzt ihm ein Schalk im Nacken,
das Zeichen des »Postillon«;
mit Jakobinermützchen
die Putte der Revolution.

Noch einmal kriegt er sechs Tage;
die Strafe ist fast geschenkt;
der Wirt war, den er verprügelt,
drei Wochen »arbeitsbeschränkt«.

Der Wirt hatte abgerissen
ein rotes Wahlplakat,
da gab's in der nächsten Nummer
folgende Morität:

»Am Münchner Augustinerbräu
geschah die Schandtat ohne Scheu.
Da hat der Fuchs den Gilch gehau'n.
Es war erschrecklich anzuschau'n
.....
Dem Fuchs zwar ist dies ganz egal,
denn brummt zehn Monde er einmal,
brummt er auch die sechs Tage noch –
Der Gilch hat seine Watschen doch!«

Fuchs zieht im neuen Jahrhundert
in die Hauptstadt, nach Berlin.
Dort wartet auf ihn alles Neue,
dort gehört er einfach hin.

Er macht Parteitagspossen
und Späße zum Ersten Mai,

oft schüttelten die Genossen
die Köpfe – oi oi oi!

Fuchs arbeitet, sammelt und sichtet
mit unglaublichem Fleiß,
macht bilderreiche Bücher,
meist zu einem hohen Preis.

Die Partei will davon nichts wissen.
Parteien sind manchmal dumm.
Fuchs findet Käufer und Leser
im Bildungsbürgertum.

Wer sonst hat das – natürlich reich wissen-
schaftliche – Interesse,
wer zahlt die 500 Mark
für sechs Bände Sittengeschichte
mit Bildern nackig und stark.

Es sind die begehrtesten Bände.
In der Reichstagsbibliothek
gingen sie durch so viele Hände –
die Einbände fielen oft weg.

Fuchs kommt ins Schwabenalter,
er wird mit vierzig reich,
gescheit war er schon immer,
jetzt ist er beides zugleich.

S'ist Krieg. Und der Krieg geht verloren.
Da hört die Gemütlichkeit auf.
Die alte Welt geht unter,
es geht keine neue auf.

Arbeiter aller Länder...
Eduards Traum; ach nein, es ist nichts draus
geworden,
es hat nicht sollen sein.

Im Winter achtzehn neunzehn
schlägt man seine Freunde tot,
Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht.
Das war eine große Not.

Die berühmten zwanziger Jahre.

Der Sittenfuchs, der Bolschewik,
wird einer der größten Sammler
der Weimarer Republik.

Fuchs kauft ein Bild auf dem Flohmarkt,
billig und unscheinbar,
er säubert es zu Hause,
da ist's ein Fragonard.

Wie glückhaft seine Käufe,
wie schlecht sein Augenlicht,
wie gut seine große Nase,
betrügen kann man ihn nicht.

Hat viele berühmte Freunde,
George Grosz ist auch dabei,
vergißt nie seine Genossen
und die Arbeit in der Partei.

In Zehlendorf kauft er ein Häusle,
im »Hailing« von Berlin.
Eine Villa von Mies van der Rohe.
Zehn Jahre wohnt er da drin.

Daumier ist der Hausgott des Fuchses,
einer der Heiligen Drei.
Max Liebermann und Max Slevogt
sind die anderen zwei.

George Grosz erzählt von dem Freunde –
er besucht ihn in seinem Bau –
und zitiert ihn in direkter Rede.
Fuchs spricht – über wen schon? – genau:

>$Wisse Se, wo der Daumier immer ang'fange hat? Hajo – des wisse Se net – des könne Se aach net wisse..' Hier betrachtete er schief, ganz nah von unten nach oben, das Daumierblatt und legte den Zeigefinger auf ein paar undeutliche Striche. 'Sehe Se, Herr Grosz, sehe Se, der Daumier, hajo, der hat bei die Naas ang'fange, hat der, der Daumier – bei die Naas', fuhr er fast schreiend, als wäre man schwerhörig, fort, 'bei die Naas hat

der ang'fange!' Er strahlte mich an, über seine Entdeckung triumphierend.«

Fuchs flieht gleich dreiunddreißig,
als die Nazi-Bande den Staat
am Tag vor seinem Geburtstag
in Besitz genommen hat.

Sie haben die Villa enteignet,
die Sammlung – sein großer Stolz –
gestohlen, geplündert, versteigert,
verdorben, vernichtet – was soll's.

Ihm bleiben noch sieben Jahre
in Paris, in Paris im Exil.
Er hat noch ein wenig Leben,
doch es war nicht mehr so viel.

Er ist jetzt dreiundsechzig,
so alt war auch Daumier,
da wurd' die Kommune zerschossen.
Ade, Berlin, Ade!

Ein andrer der Emigranten,
Walter Benjamin,
schrieb in den dreißiger Jahren
einen Aufsatz über ihn.

Dann ist es still geworden
um Fuchs im fremden Land.
Und die Faschisten toben,
sind außer Rand und Band.

Recht elend ist er gestorben,
er war am Ende fast blind.
Man hat ihn dort begraben,
wo er gute Freunde find't.

Daumier ruht dort, sein Meister.
Die Kommunarden sind dort verscharrt.
Auf dem Friedhof Pére Lachaise
liegt auch der Eduard.

In Göppingen ist er geboren.
Man ehrt ihn hier. Das beweist,

daß einer der schönsten Berge –
das Fuchseck – nach ihm heißt.

Konkret 01/88, S. 54

Hermann Peter Piwitt

Piwitts kleines Feuilleton

Im Fernsehen läßt der Pornostar Karin Schubert die kluge AJice Schwarzer dumm aussehen. Der Sieg der Scheiße über den Irrtum, den gutgemeinten, Frauen machten bei Pornofilmen entweder nur unter Gewaltandrohung mit oder weil sie arm sind oder hungrige Mäuler, resp. Venen zu stopfen haben und nicht vielleicht auch aus Neugier, aus Abenteuerfr(l)ust, oder weil sie sich von einem spießigen Zuhause wegvögeln wollen, oder um (»Ich bin Schauspielerin!«) einmal im Leben etwas darstellen zu können; und natürlich in der Hoffnung auf die schnelle Mark, daß man sich schicke Klamotten kaufen kann.

Daß auch das objektiv auf Zwang und Gewalt hinauskommt: geschenkt. Aber diese subjektiven Motive unter den Tisch fallen lassen, heißt doch wohl die Fehler von 68 zu wiederholen, als die Kids mit dem Ruf: Arbeiter, merkt ihr nicht, wie ihr unter der Repression leidet? vor die Fabriktore zogen. Und was taten die Angesprochenen? Sie husteten ihnen eins. Denn zwar litten sie. Aber darauf wollten sie doch gern selbst kommen. Oder zumindest *so* nicht bedauert werden.

*

Herren, die es versäumt haben, ihm irgendwann – zum Beispiel auf einer trostlosen Hamburger Party der 60er Jahre – die erwartete Ehrerbietung zu erweisen, verfolgt der Frankfurter Redakteur R.R. womöglich über kleine Jahrhunderte hinweg und, wenn es sein muß, wohl auch rund um den Globus. So den – als Übersetzer von Nabokovs 'Fahles Feuer' und Schnecks 'Nachtportier' hochangesehenen Uwe Friesel. Über dessen Übersetzung von Updikes »Der verwaiste Swimmingpool' befand kürzlich der Republik einziger sprechender Pinguin: »Ein Skandal«!

Und sogleich hat Rezensent Fuld schweifwedelnd verstanden: Fuld in einer Rezension der »FAZ« vim 18.10.87 zu Friesels Roman 'Im Schatten des Löwen': »Der Autor hat bereits als Übersetzer bewiesen, daß er mehrere Sprachen virtuos nicht beherrscht. Besonders Deutsch ist für ihn eine Fremdsprache..'

Spuk, laß nach. Wie heißt es, das alte Sprichwort aus dem Bergischen? Stalins langer Arm schafft jeden.

*

Es sind jetzt sechs, sieben Jahre her, da schienen Haus und Hinterhof aufeinmal zu bersten vor Säuglingsgeschrei. Die Idee der neuen Mütterlichkeit hatte gegriffen. Nester wurden gebaut. Gehämmert, gebohrt wurde wie für die Ewigkeit. Und bisher hochintelligente Wesen unter dem Schock des Verblödungs-Hormons, das die Natur bekanntlich bei Schwangeren auswirft, plötzlich auf nichts mehr ansprechbar als die Babynahrung.

Und drei, vier Jahre später? Da war jedes zweite Paar schon wieder auseinandergelaufen. Die Väter ausgezogen. Die Frauen mit den Würmern allein, arbeitslos. Jahre, die sie brauchten, um sich wieder zu berappeln.

Warum das his? Es ist, wie es ist. Und nichts wurde hinzugelernt seit zigtausend Jahren. Und nichts wird hinzugelernt werden auch in Zukunft als äußerstenfalls das, was zum Erhalt und zur Bestärkung der Megamaschine Mensch notwendig ist. Und das wäre nur natürlich. Natürlich, weil es egoistisch ist.

Bloß natürlich, in diesem Sinn, ist es auch, wenn Mütter bei den Grünen ihre Interessen anmelden wie kürzlich im 'Müttermanifest'. »Nachbarschaftszentren«, »Mütterzentren« wurden da gewünscht; und Applaus gab es dafür, daß Mütter »ganz unschamhaft« Debatten damit eröffneten, »daß sie ein, zwei, vier Kinder...hätten.«

Ganz schamhaft erlaube ich mir da denn doch mal zu fragen: Wieso – wenn man denn tatsächlich so 'grün' ist – wieso dann überhaupt ein, zwei, vier Kinder in einem Staat, der sich seine Überbevölkerung ohnehin nur erlauben kann, weil er unter den großen Ausplünderern der Erde ganz vorneweg mitplündert?

Gut, wenn es eine Garantie gäbe, daß aus 'Grünen'Kindern wieder Grüne werden. Auszugehen ist stattdessen von dem 'aus Erfahrung Guten', nämlich daß wenigstens jedes zweite seine 'Ökopaxidition' von Mutter und dem 'Kommunistenarsch' von Vater einmal den Vogel anzeigen wird, den es dann vielleicht schon nicht mehr gibt. Von der schweigenden Mehrheit der Spezies ganz zu schweigen, die – von WASP-Mentalität global längst vereinnahmt – auch weiterhin den Beweis führen wird, daß es – allem Gerede von den Bioindikatoren Seehund oder Raubvogelei zum Trotz – sich leben läßt auch ohne kompliziertere Lebewesen, als da sind Mönchgrasmücke und grüne Blattwanze.

'Keine Kinder in eine verseuchte Welt'? 'Keine weiteren menschlichen Mistviecher in eine stellenweise noch schöne! Da würde schon eher ein Schuh draus; vorausgesetzt, jeder fange bei sich selbst an, einer Menschheit, die ihre Chance gehabt und vertan hat, einen sanften freundlichen Lebensabend zu bereiten.

'Mütter als Umweltverschmutzer'? Neindoch. Aber wenn ich sie so herumschieben sehe, als sei nichts gewesen oder als sei das schon alles gewesen, was sie könnten auf die Beine stellen, so ein rosé- und blaubestricktes Kuscheltier für den inneren Frieden... Ogottogott.

*

»Die Fehler von 68,
als die Kids mit dem Ruf
Arbeiter, merkt ihr
nicht, wie ihr unter der
Repression leidet? vor die
Fabriktore zogen. Und
was taten die Angesprochenen?
Sie husteten ihnen eins.
Denn zwar litten sie. Aber
darauf wollten sie doch
gern selbst kommen«

*

Rom am Wochenende auf der Via del Corso, an einem der ersten warmen Oktoberabende: Das übliche Gedrängel wie beim Almabtrieb. Was sich verändert hat, seit ein kleines schon wieder halb verhuschtes Wirtschaftswunder das Land heimgesucht hat auf Kosten von Erwerbslosen und Arbeiterschaft, ist die Art sich darzustellen. Das ist draußen auf dem Land gerade so: Wer es zu einem Häuschen gebracht hat, gibt allem, was an früher erinnert, keine Chance mehr. Weg mit den alten stabilen Möbeln! Raus mit den Wildkräutern und Kakteen aus den Vorgärten! Stattdessen Exoten – Pampagras und Edeltanne – nach dem Katalog. Und eine Bougainville ans Haus wie der Nachbar auch. »Mein armer englischer Rasen!« klagt die Nachbarin, »es fehlt an Regen« ! Sollen sie gefälligst Augen machen, die Leute; man lebt schließlich nicht mehr hinterm Mond.

Und so in Rom an diesem Abend. Nicht sehen – bemerkt zu werden, allein darum geht es. Seinen Fummel, sein Outfit, seine Festbemalung herzeigen. Und kleine schnelle Blicke, nur um zu taxieren, ob einen der Blick der andern trifft. Und dazu, sozusagen unverzichtbar zum Gesamtdesign, die Bettlerinnen mit den Babies; einstudierte Gesten des Schmerzes, des Erlöschens.

»Die Liebe, die Kraft und die Jugend können in Lumpen gehen«, – Paul Newmans berühmter Satz aus 'Viva Zapata' verfängt offenbar, wenn überhaupt, nur noch an der Peripherie.

Stattdessen dieses Getümmel einer grau in grau bunten menschlichen Blase, uniform in der somnambulen Überzeugung eines jeden, ganz und gar unvergleichlich zu sein.

Gleichheit ohne Kommunismus ist Barbarei.

Die Botschaft, daß es nicht mehr auf Lebenskunst sondern auf Lebensart ankomme, hat auch dieses Land erreicht.

Gäbe es da nicht Altertümer und Folkloristisches, auf das man Rücksicht zu nehmen hat wegen der Touristen, irgendein regionales Naturell könnte wohl kaum noch etwas ausrichten gegen die Wut, daß in Zukunft auch hier alles so aussehen möge wie im Mittelwesten von Pinneberg.

*

Im 'Spiegel' wirbt die 'Welt' ganzseitig mit einem Bild des Kollegen Kroetz für ein Interview mit diesem. Auf dem Foto zeigt der Mensch, der mit der 'Welt' im Gespräch ist, lachend die Zähne. Dabei liegt das Mundstück einer Pfeife der Unterlippe leicht auf, während die Finger den Pfeifenkopf berühren, als habe man ihn in der Chirurgie eine eben sektomierte (?) Rachenmandel mal kurz festzuhalten gebeten. Das kommt davon, wenn man vor einem Fototermin sein Outfit zu lange an den Schaufenster puppen von Sport-Scheck, München, überprüft.

Kroetz: wenn ich bloß sagen könnte, was mich an diesem Mann mehr und mehr ärgert: Ist es das Schlaumeierische? Diese Mischung aus Skilehrer und Schmerzensmann?

*

Piwitt (1969) über Phänotypisches an der Jugendkultur von 68: »...die bislang raffinierteste, jugendlichste und sinnlichste Maske, die sich die alte Gesellschaft angeeignet hat. Sie entspricht dem neuen imperialen Kapitalismus, seinem Zug ins Mondäne, lasterhaft Luxuriöse, seiner neuen globalen Waghalsigkeit und Experimentierfreude nach den Jahren der Angst vor Experimenten und Kapitalexport... kurz, der sinnlichste, unruhigste und phantasievollste Kapitalismus, den es je gab.«

Hat er sich so gedacht! Kannte einfach das europäische fin de siècle noch nicht. Das von gestern nicht und nicht das von heute.

Konkret 01/88, S. 56

Eva Groepler

Parteigenosse Nummer 312 589, Gau Baden

Eine neue Untersuchung bestätigt eine alte Gewißheit: Martin Heidegger, Übervater nicht nur der französischen Neuen Denkerschule, war ein Nazi – nicht nur praktisch, sondern auch philosophisch

Paris 1987: Nach dem Gulag-Schock, nach dem Front-National-Schock, jetzt im Herbst, über vierzig Jahre nach dem Pariser Debüt des Schwarzwald-Philosophen, der Heidegger_Schock? So oder so, schreibt »Le Monde«, löse das Buch von Victor Farias, *Heidegger et le nazisme,* eine Krise aus. Der chilenische Heideggerschüler, derzeit Dozent an der Westberliner FU, schildert darin, wie aus seiner Bewunderung Bestürzung wurde. In den 60er Jahren hatte ihm Martin Heidegger eine Neuübersetzung seines Hauptwerks »Sein und Zeit« ins Spanische vorgeschlagen. Verlegen antwortete Farias, wenn er Platon verstehen wolle, müsse er erst Griechisch lernen; wolle er Heidegger verstehen, müsse er erst Deutsch lernen. Der Meister lächelte, zufrieden über die Tiefe dieser Antwort: Ja, die romanischen Sprachen seien nicht in der Lage, in das Wesen der Dinge vorzudringen. Wenn dem so ist, dachte Farias, dann sind diejenigen, die nicht die »Sprache der Dichter und Denker«, der Hölderlins und Heideggers, beherrschen, Menschen zweiter Klasse, die nicht zu den völkisch-sprachlich Auserwählten gehören.

12 Jahre lang hat der Chilene Farias an der bislang vollständigsten biographischen Dokumentation über Heideggers Zustimmung zum Nationalsozialismus gearbeitet. Ein zweiter Band ist in Vorbereitung. Er widerlegt nahezu alle Behauptungen, die Heidegger in seinem 1966 geführten, aber erst posthum 1976 veröffentlichten »Spiegel«-lnterview aufgestellt hatte. Farias weist nach, daß Heidegger weder Gegenstand staatlicher Repressalien noch Opfer parteiinterner Prozeßführungen gewesen ist, ebensowenig wurde er zensiert. Seine berüchtigte Freiburger Rektoratsrede vom März 1933 avancierte zu einem Gesinnungsklassiker und wurde 1937 zum dritten Mal neuaufgelegt. Darin heißt es:

»Die erste Bindung« (der deutschen Studentenschaft) »ist die in die Volksgemeinschaft... Diese Bindung wird fortan festgemacht...durch den Arbeitsdienst. Die zweite Bindung ist die an die Ehre...der Nation. Sie verlangt...durch Zucht gestraffte Bereitschaft zum Einsatz bis ins Letzte. Diese Bindung umgreift...das ganze studentische Dasein als Wehrdienst. Die dritte Bindung...ist die an den geistigen Auftrag des deutschen Volkes... Wir wollen uns selbst.«

Für die Veröffentlichung der Schrift *Platon und die Theorie der Wahrheit* setzten sich gar der Duce und Goebbels persönlich ein. Heidegger war an Projekten der NS-Eliteschulen wie der Dozentenakademie des Deutschen Reiches oder der Akademie für Deutsches Recht beteiligt, in einem Fall betreut von W. Stuckart, dem späteren Mitautor der Nürnberger Gesetze und Teilnehmer der Wannsee-Konferenz, in einem anderen unter dem Vorsitz von Reichsjustizkommissar Hans Frank. Er hielt Vorträge an der Deutschen Hochschule für Politik. Weitere Conferenciers hießen Goebbels, Rosenberg und Eugen Fischer. Die Freundschaft zu Eugen Fischer, dem Begründer und Leiter des Instituts für Rassenhygiene in Berlin, hielt bis zu dessen Tod. Heideggers Frau, die Offizierstochter Elfriede Petri-Heidegger, engagierte sich für die NS-Frauenschaft und eine stärkere Einbeziehung der Volksgenossinnen in die Hitlergesellschaft: »Frau und Mutter sein heißt geistige Werte schaffen (.. .) Volksgenossin ist nur diejenige Mutter, die Trägerin und Hüterin des kostbaren rassischen Erbes unseres Deutschtums ist.« Währenddessen scheute sich ihr Gatte nicht, Denunziationsbriefe zu verfassen.

Victor Farias geht von zwei Grundhypothesen aus. Erstens: Leben und Werk Heideggers stimmen überein. Heideggers Engagement für den Faschismus war weder irrtümlich noch zufällig, sondern folgerichtig. Genauer gesagt: sein Engagement für den Röhm-Strasser-Kurs, wie bei seinem Freund Ernst Jünger, der ihn, freilich ohne böse Absicht, porträtiert hat: »Martin Heideggers Vaterland ist Deutschland mit seiner Sprache. Heideggers Heimat ist der Wald. Dort ist er zu Hause – im Unbefangenen und auf den Holzwegen. Sein Bruder ist der Baum.« Heideggers Denken, wie es beispielsweise in Se*in und* Zeit (1927) niedergeschrieben ist, weist, so Farias, »eindeutige faschistische Elemente« auf, Kategorien, die von der bündischen-völkischen Romantik übernommen wurden.

Zweitens: Farias mißt dem antisemitischen Hofprediger Abraham a Sancta Clara eine zentrale Bedeutung für Leben und Werk Heideggers zu. »Von Satan abgesehen, haben die Menschen keinen größeren Feind als den Juden«; »Gott verläßt einen Deutschen nie«: Der aus der Nähe von Meßkirch, dem Geburtsort Heideggers, stammende Prediger des Barockzeitalters stieg später zur konstituierenden Figur für die christlichsoziale antisemitische Bewegung Süddeutschlands und Österreichs auf. Zweimal hielt Martin Heidegger Reden über Sancta Clara. Als Einundzwanzigjähriger 1910, als Fündundsiebzigjähriger 1964. Beide Male ehrte er den fanatischen Judenhasser als »Meister für unser Leben und Meister unserer Sprache«.

War Heidegger ein Nazi? Oder doch bloß der philosophierende »Hirte des Seins«? Mag sein, antwortet Roger-Pol-Droit in »Le Monde«, daß Heidegger kein NS-Mann war. Dennoch haben ihn viele, die diese Frage nicht gerade schlampig angingen, dafür gehalten. Von Anfang bis Ende. Und ohne Dementi. Daß Heidegger später von Repressalien, von Schwierigkeiten sprach, entrüstet sich Droit weiter, zeuge entweder von maßloser Überheblichkeit oder beträchtlicher

Schamlosigkeit, wenn man wisse, wie es denjenigen, die »die Ehre des deutschen Volkes retteten«, unter den Gestapo-Stiefeln ergangen sei.

Der Philosoph Michel Cazenave fragt nach der Opportunität einer »Dekonstruktion Heideggers« während der Germanist und Schriftsteller Georges-Arthur Goldschmidt provozierend in »Le Matin« äußert: Wenn Paris eine Messe wert ist, dann sei vielleicht die philosophische Ruhe eine Vernichtung wert. Das eigentliche Problem benennt Robert Maggiori in »Libèration«: Wie kommt es, daß zum Philosophen der Modernität ausgerechnet derjenige ernannt worden ist, der zur Vernichtung keine Silbe verloren hat?

Paradoxerweise habe man erst auf Heidegger warten müssen, um eine deutsche Philosophie vorzufinden, die nicht antisemitisch sei, glaubte der Anti-Gulag-Kämpfer André Glucksmann. Weshalb, fragte er 1977, Heidegger wegen 6 Monate Nationalismus verurteilen und das fünfzigjährige Engagement anderer für den realen Sozialismus entschuldigen? Heute allerdings erklärt der wendige Meisterdenker, Heidegger sei bis 1946 ein Nazi-Philosoph, und nach 1946 kein Philosoph mehr gewesen.

Denksysteme sind nie eine exakte Widerspiegelung der Lebensbedingungen eines Menschen oder einer Klasse. Wenn aber das Kernstück des Hitlerismus die Endlösung ist, »wenn die Vernichtung und die Gaskammern die *Substanz* des Nazismus sind, was bedeutet dann die Biographie eines Philosophen, der dem zustimmt?« Treue Anhänger Heideggerscher Daseinsanalytik, forderte Paul Hühnerfeld schon 1959, müßten »mit geradezu bohrender Intensität« das Leben des Philosophen in allen Einzelheiten studieren, um sein Werk in allen Einzelheiten zu verstehen. Wie kann Heidegger, für den die Frage nach Ursprung und Wesen der Wahrheit eine zentrale ist, den Ursprung der Wahrheit »in Zeitschriften denken, in denen Praktiker der Endlösung schreiben«, fragt nun auch Christian Jambert, Autor des Vorworts zum Farias-Buch.

Der Krieg und Heidegger hätten ihn auf den »rechten Weg« gebracht, notierte Sartre in seinen *»Tagebüchern November 1939 - Dezember* 1940«. Sartre kannte Heidegger aus der ersten ' Sein und Zeit'-Teilübersetzung von Henri Corbin (eine vollständige gibt es in Frankreich erst seit 1985). Auch die Rektoratsrede lag bereits 1938 auf französisch vor. Aber der deutsche Philosoph beeinflußte nicht nur Sartre, sondern auch Merleau-Ponty, Emmanuel Lévinas, Jacques Lacan, der in den 50er Jahren zur Hütte pilgerte, Jacques Derrida, Deleuze, Michel Foucault, Alain Finkielkraut und den schon erwähnten André Glucksmann.

Sartre, der es sich in *Klarstellung* 1944 ein wenig einfach machte, sagte an die Adresse der KPF gerichtet: »Wissen Sie denn nicht, daß die Menschen manchmal nicht auf der Höhe ihrer Werke sind? . . . Heidegger war Philosoph, lange bevor er Nazi wurde... Marx hat seine Dialektik von Hegel übernommen. Sagen Sie deshalb, *Das Kapital* sei ein preußisches Werk?« Allerdings, im Gegensatz zu Heideggers lebenslangem Schweigen, veröffentlichte Sartre nicht nur 1945 seine *Überlegungen zur Judenfrage,* sondern gab seinem Sekretär Jean Cau folgenden aufschlußreichen Bericht über einen Besuch bei dem Deutschen, der »wie ein pensionierter Offizier« ausgesehen habe: »Engagement verursacht ihm Brechreiz. Ich habe mit ihm darüber gesprochen. Er sah mich mit unendlichem Mitleid an. Zum Schluß redete ich mit seinem Hut. Einem grünen Jägerhut... Sein Ding, das ist der Zauberberg. Unten die Studenten, etwas höher die Häuser der Profs, noch höher die der Uniautoritäten, und an der Spitze die Villa des Alten. Der Alte auf dem Berg – das ist es.« Im übrigen distanzierte sich Heidegger in seinem *Brief über den Humanismus* vom sartreschen Existentialismus.

Auf dem Frankfurter Sartre-Kongreß im Juli 1987 brachte G.-A. Goldschmidt die Differenz zwischen Sartre und Heidegger auf den Punkt: »Gerufen wird bei Heidegger, protestiert bei Sartre... Bei Sartre wimmelt es von Menschen«. Goldschmidt hat allein in Sartres Romanen und *Situations*-Bänden an die dreihundert Personen gezählt, während Heideggers Exemplifikationen, wenn es sie gibt, »Dinge aus der Gemeinsamkeit des Erlebens sind: Schuhe, Beile, Uhren, Gras, Adler, Stiere, Bäume oder auch Fahrräder im Hof der Universität... Töpfe,.. Krüge und Gefäße, Brücken,.. manchmal sogar Flughallen, Stadien und Kraftwerke. Wenn auf das Moderne angespielt wird, heißt es das Amerikanische... Wenn von der heutigen Zeit überhaupt die Rede ist, wird das Atom oder die Technik gemeint...«

Ein Sprung zurück: 1946 schrieb Karl Löwith, Heidegger-Schüler, in »Les Temps Modernes« (der von Sartre, Merleau-Ponty, Beauvoir gegründeten Zeitschrift): »Am Schluß der Vorlesung deckt sich der Arbeitsdienst und der Waffendienst so sehr mit dem Wissensdienst, daß der Zuhörer nicht mehr weiß, ob er die Vorsokratiker von Diels aufschlagen oder sich der SA anschließen soll.« Jahre später bezeichnete Jean-Pierre Faye in seinem Hauptwerk *Langages Totalitaires* (1972) Heideggers Sprache als Musterbeispiel totalitärer Sprache, während Pierre Bourdieu in seiner *Politischen Ontologie Martin Heideggers* (1975) von einer »deutlichen antisemitischen Überdeterminierung« sprach und schlußfolgerte: Der Gegensatz zwischen Eigentlichkeit und Uneigentlichkeit, den Seinsweisen des Daseins in Heideggerscher Sprache, sei nur eine besonders subtile Ausprägung des herkömmlichen Gegensatzes von Masse und Elite. Auch Bourdieus französische Erstveröffentlichung jenes unsäglichen Texts *Warum bleiben wir in der Provinz,* mit dem Heidegger seine Ablehnung eines Angebots der Berliner Universität (1933) begründet hatte, erschütterte die angebliche französische Rationalität nicht weiter. Der »Platzhalter des Nichts«, der mit Vorliebe in engen Breeches und langem Überrock, wenn nicht einfach im Skianzug, auftrat, erklärt dort: »Wenn in tiefer Winternacht ein wilder Schneesturm mit seinen Stößen um die Hütte rast und alles verhängt und verhüllt, dann ist die hohe Zeit der Philosophie. Ihr Fragen muß dann einfach und wesentlich werden...

Neulich bekam ich den zweiten Ruf an die Universität Berlin. Bei einer solchen Gelegenheit ziehe ich mich aus der Stadt auf die Hütte zurück. Ich höre, was die Berge und Wälder und Bauernhöfe sagen. Ich komme dabei zu meinem alten Freund, einem fünfundsiebzigjährigen Bauern... Er schiebt langsam den sicheren Blick seiner klaren Augen in den meinen, hält den Mund straff geschlossen, legt mir seine treubedächtige Hand auf die Schulter und – schüttelt kaum merklich den Kopf. Das will sagen: unerbittlich Nein«.

In Frankreich, wie auch in der BRD und anderswo, von Italien über Spanien bis Latein-Amerika und Japan: Trotz der frühen deutschsprachigen Heidegger-Kritiken – neben Paul Hühnerfeld: *In Sachen Heidegger(1959),* Karl Löwith: *Denker in dürftiger Zeit (1960),* Guido Schneeberger: *Nachlese zu Heidegger (1962),* Adorno: *Jargon der Eigentlichkeit (1964)* und Jürgen Habermas *1953* in der »FAZ« – Heideggers faschistisches Engagement wurde, von Gadamer bis Beaufret, meist als »provisorischer Irrtum« angesehen, der in keinerlei Verbindung zu seinem Denken stünde. Es sei eben das Geschick jedes philosophischen Denkens, sinnierte Beaufret, daß es von den Zeitgenossen mißverstanden wird... Auch Joseph Haniman meinte kürzlich in der »FAZ«: So gut die Erkenntnisse von Farias auch recherchiert sein mögen, philosophisch seien sie dennoch unergiebig. Auch Derrida äußerte sich verächtlich über Farias' philosophische Ignoranz.

Es ist wie damals. *1953* wurde die »Einführung in die Metaphysik«, eine Heidegger-Vorlesung aus dem Jahr *1935,* neuverlegt. Mit dem stehengebliebenen Satz von der »inneren Wahrheit und Größe dieser Bewegung« (der nationalsozialistischen). Dafür wurde die *1933* verschwundene Widmung von *Sein und Zeit* an (den Juden) Husserl *1946* wieder aufgenommen.

Victor Farias, Heidegger et le nazisme, Paris, Editions Verdier, Oktober 1987, 333 Seiten. Mit einem Vorwort von Christian Jambet.

Konkret 01/88, S. 60

Matthias Brandes

Der obszöne Blick

Horst Janssen, der große Zeichner und bissige Querbeet-Philosoph, hat ein autobiographisches Buch geschrieben, voll von »Information und Tratsch, philosophierender Gedankelei und kaschierten Moralitäten, erinnerten Zärtlichkeiten«

»Der harte Griff, der meine Hand _ umklammerte, signalisierte: Sie _ wollte noch nicht sterben – es war der Griff, der ein Boot in starker Abdrift am Ufer halten will – und ich war nach 2 Stunden dieses Kampfes schon bei der 3. Flasche, die ich jeweils für jeden Schluck zwischen die Knie klemmte, um sie mit der ungeschickten Linken zu öffnen und zu schließen.«

Horst Janssen schildert in seinem neuen Buch »Hinkepott« eine Szene am Sterbebett seiner Ersatzmutter Tante Martha. Sowenig es verwundert, wenn ein Dichterfürst seine Stricheleien öffentlich zur Schau stellt, erstaunt es, daß Janssen literarisch fremd geht. Allerdings, der große Zeichner dichtet nicht, sondern, wie es auf Plattdeutsch heißt, he vertellt – wie immer am liebsten über sich selbst. Und da das gelegentlich nach Till Ulenspiegel klingt, wird es selten langweilig.

Wer aber auf die Wahrheit (und nur die reine Wahrheit!) aus ist, kann ja in der Janssen-Biografie von Stefan Blessin nachlesen, was der Meister uns im »Hinkepott« verschweigt oder aber für die Fortsetzungen aufgespart hat. Diese sind bereits angekündigt, ja fast angedroht. Denn seine Autobiografie soll alljährlich zur Weihnachtszeit mit neuen Folgen erhältlich sein: Der große Künstler und Mensch privatissimo im Abo?

Wer ein Buch von Janssen kauft, erwartet Extremes: extrem Deftiges, extrem Subtiles, extrem Bissiges und nicht zuletzt Artistisches. Und der Autor serviert reichhaltig »Information und Tratsch, 'philosophierende' Gedankelei und kaschierte Moralitäten, erinnerte Zärtlichkeiten«. Das Buch ist unchronologisch montiert aus Aufsätzen und Briefen, die überwiegend an seine »Weibchen« gerichtet sind. Von immer neuen Seiten wird der Leser an die Hauptschauplätze von Janssens Selbstinszenierung geführt: die Lerchenstraße in Oldenburg bei Oma und Opa, die NAPOLA (Nazi-»Eliteschule«) im Emsland, Alfred Mahlaus Zeichenklasse an der Hamburger Akademie, Tantchen Marthas kldne Wohnung, seine »Burg« in Blankenese. Genüßlich präsentiert der Autor die Polaritäten seines Ego: Intellektuelle Schärfe und kindliche Unmittelbarkeit, Allmachtsphantasien und Zartfühligkeit, wütender Haß und liebende Ausschließlichkeit. Seine »autobiografische Hüpferei« konfrontiert uns mit einem bunten Allerlei dessen, was ihm so zwischen Kopf und »Freund Schwänzling« widerfährt. Man folgt diesem kaskadenreichen Erzählfluß, dieser ungebremsten Quassellust staunend und bestens amüsiert... bis an den Abgrund von Gelaber, allzu Privatem oder aufgesetzter Blasphemie und freut sich schon, diesen Größenwahnsinnigen scheitern zu sehen – da hopp – Aufschwung! – und er steht wieder auf dem Sdl. Die Sterbeszene von Tante Martha geht weiter: »Und ich ertappte mich mit dem Gedanken: Was mach ich bloß, wenn mein Tantchen noch nicht tot, mein Schnaps aber alle ist? Aus der Hand konnt' ich nicht raus, das war abgemachte Sache in mir. Naja – ich hatte noch etliche Schluck in der 4. Flasche, da fiel Tantchen's Zunge nach hinten in den Schlund. Es war wohl seit langem der größte Happen Fleisch, den sie schluckte und an dem sie nun erstickte. Und dann dauerte es noch 2 Ewigkeiten, bis sich die Knöchelchen um meine Hand lösten und das Boot in den Strom schoß.«

Ungeniert plaudert Janssen über Zeitgenossen: Peter Zadek, »dieser empfindliche Angsthase, der sporadisch geniale Haken schlug«. Oder Werner Tübke: »Keksdosenmaler!« Gegen Vicco von Bülow, »so'ne Art Society-Züchtung«, Mitschüler in des geliebten Professors Mahlau Zeichenklasse, »spreizt« sich sein eigenes »Bastardwesen« gleich auf mehreren Seiten wegen einer »quasi biologische(n) Aversion«. Diesem »distinguierten Langweiler« und »künstlichen Witzbold«, der trotz des Professors ebenso liebevoller wie sinnloser Anleitung jahrelang »vergeblich vor der Natur das Zeichnen im Allgemeinen und Hundezeichnen im besonderen übte«, muß er zugestehen »Von Nix kommt DOCH was«. Ebenso nett ist er zu Peter Neugebauer: »Der war von ähnlichem Talent, konnte aber immerhin... Herrenschuhe zeichnen..., an die er dann nach und nach 'ne Garderobe dranbastelte, und aus dem Ganzen wurde schließlich 'Zeus Weinstein'«.

Aber Janssen beschreibt auch die Verzweiflung, die Einsamkeit und oft die Angst, als »Bacchus von Caravaggio« in Schleswigs Klapsmühle zu landen. Mal taucht er in eigene Abgründe, mal flattert er überm Olymp, und zwischendurch wäscht er dem Bundespräsidenten den Kopf. In einer Fernsehdiskussion zwischen Weizsäcker und russischen Journalisten stellt eine »schlaue Göre« eine präzise Frage: »...wir Russen (haben) die unreflektierte Vorstellung, alle Deutschen sind pünktlich, fleißig und ordentlich. Welche Stereotypen und Klischees haben die Deutschen von den Russen?«. Der Präsident: ». . .also wir Deutschen sind beeindruckt von der Lesefreudigkeit der Russen!« Janssen (»Warum, Janssen, sitzt DU nicht da?«) hätte geantwortet: »...für den Deutschen (ist) der Russe immer besoffen, singt dauernd in der Steppe traurige Lieder, weint und 'vergewaltigt' Frauen.« Denn: »DANN hätte man nämlich 'losphilosophieren' können! Beispiel: Wenn die Aufgabe heißt: 27 Mann oder Menschen 'müssen' erschossen werden – dann macht (gemäß Klischee) der Deutsche das pünktlich, ordentlich und fleißig! DIE ERLEDIGUNG IST GEWISS!

Wenn dagegen der Russe vor diese Aufgabe gestellt wird, ist die Erledigung nicht ganz so gewiß – weil er erstens besoffen ist, zweitens sowieso traurig ist – was fürs Erschießen 'ne unpassende Gefühlslage ist und drittens vergißt er vielleicht übers Rumms-Vergnügen überhaupt die ihm gestellte Aufgabe!«

Neben solchen Lichtblicken begeistert Janssen den Leser vor allem mit präzisen und eindringlichen Schilderungen. Ob er den Selbstmord eines Freundes oder Omas kleingemusterte Küchenschürze beschreibt, die Ems-Landschaft oder ein ausgefallenes erotisches Spiel, immer gelingt ihm sprachlich zu formen, was sein Zeichner-Auge mit einem rücktsichtslosen, »obszönen Blick« erfaßt. Es geht bei aller Erzähllust immer auch um Kunst und Zeichenkunst. So scheint ein authentisch getarnter Bericht eher Beschreibung einer chinesischen Illustration zu einer erotischen Szene aus dem Chin P'ing Mei-Roman zu sein.

Aber auch ein ausführliches Traktat über die Kunst des Selbstportraits ist dabei, neben kleineren Bemerkungen über einen anderen gewissen Unterschied:

»Diese Anderen, die da soetwas ähnliches treiben wie ich – DIE zeichnen + malen ihre Gedanken – die haben doch tatsächlich GEDANKEN als Vorlage, als Malermodell. Und selbst wenn's nur Kleckse sind, dann denken die Kleckser sich gleich 'ne Kleckshilosophie und DIE ist dann die Vorlage. Bei denen ist nix EINDRINGEN des Auges in die Erscheinung der Dinge – nix eindringliches Spiel per Tusche und Linie am Ahornzweiglein etc., etc. – nein keine *Autarkie eines Meisterauges* plus Meisterpfote – alles nur Gedankenpinselei.«

Entsprechend auch Janssen über die aktuelle Kunstszene, den »Schmonsens in Kassel zum Beispiel. Alles GEBLÄHT. Teils arschglatt gebügeltes, leeres Pathos oder Mickereinfälle in Gigantomanie – Quatsch im Großformat.« Dann aber ein typisch Janssenscher Haken: »Und gleich heißt es: ich rede dem Volk zum Maule. Ohnehin – das Schlimmste – quasi der Gestank an der Scheiße ist das Volk: Piepel, das den Dürer zum Kaninchen macht.« Also weder Verbrüderung noch Eingemeindung. Horst Janssen will unser nicht sein, aber lieben sollen ihn alle, vor allem die >`Harmonie´-lüsternen Kunstspießer« mit der Janssen-Grafik an der Wand und dem »Hinkepott« auf dem Nachttisch.

Horst Janssen, »Hinkepott«, Merlin Verlag, DM 38, –

Konkret 01/88, S. 62

Eckhard Henscheid

ich habe gelesen

Schlecht für eine Bücherkolumne, die auf Relevanz und also auch irgendwo auf Lebenshilfe aus ist: Gleich zu Beginn einzugestehen, daß das Lektüreniveau des Kolumnisten in diesem Spätherbst und im 47. Lebensjahr einen bis dahin unerreichten Tiefststand erklomm:

Zuletzt las ich, halb freiwillig, halb unfreiwillig und durch eine matt-maladige Gesamtverfassung gezwungen, zwei alte Fußball-Bücher: »König Fußball regiert« aus dem Jahr 1959 und »Schuß – Tor« aus dem Jahr 1960; ich las beide schon vor einem Vierteljahrhundert, und der unermeßlich verlogene idealistische Schrott, den Flachkräfte wie Hans Körfer und Erwin Dittberner damals zusammensannen, in jeder Zeile nochmals die Kraft-durch-Freude-Denkmuster des Hitlerreichs ungeläutert, aber auch ganz unbefangen durch das via Fußball wiedererstarkte Nachkriegsdeutschland jagend: der macht zwar theoretische Gänsehäute, schürt aber auch eine irgendwie transgeschichtliche Gemütlichkeit. Und allemal ist der Infantilunfug rund um Boß Rahn, den späten Fritz Walter, den tragisch vom Platz gestellten Juskowiak und die glorreiche Eintracht-Frankfurt-Meistermannschaft von 1959/60 (wie sie gegen Real die bravouröseste Niederlage der deutschen Nationalgeschichte erlitt) – was wollte ich sagen? Jawohl: Allemal funzelt diese frühe Aura noch segensreicher als der trostferne Rotz tönt, den heutige Reporterkanonen von den »Standardsituationen« bis zu den »hochmotivierten« Beckenbauer-Flaschen tageintagaus zusammengaunern. Jawohl.

Aber vonwegen nicht-bewältigte Vergangenheit: Versuchsweise teilgelesen habe ich dann doch auch Margarete Mitscherlichs »Erinnerungsarbeit« – und erwartungsgemäß muß ich die KONKRET-Rezension des Buchs scharf korrigieren. »Trauerarbeit«, »Trauerkrankheit«, »Verdrängung des bereits Verdrängten«, »Lernprozeß des Abschiednehmens« – weniger dem Hirn als vorher schon dem Auge wird schwurbelig angesichts solchen grausligen Imponier- und Bläh- und Amöben- und Bonitäts- und Edelsoftievokabulars; nein, hinter diesem Wischiwaschi aus nicht verifizier- und schwer widerlegbarer Wissenschaftlichkeit, hinter dieser zuweilen quallentreibenden Schaumschlägerei mit vertrauensbildenden Totschlag- und Dummdeutsch-Brocken steckt nichts als der häufig zurück zu sich selbst findende pleonastische Dünnpfiff: »Trauerfähigkeit: Damit ist eine Erziehung gemeint, die zur Trauer fähig macht.«

Die Fähigkeit als Erziehung: Ob sie noch ahnt, wovon sie trant? Bei Mitscherlichs Margarete ist die Eigenliebe immer und ewig »narzißtisch«, der Wiederaufbau immer »manisch«, die Trauer arbeitsam – was eine Melange aus Psychoplatitüden und Innerlichkeitsjargon, aus Angelesenem und Verwässertem – es gibt, wer noch zurechnungsfähig bleiben will, endlich auf – nicht ohne verblüfft zur Kenntnis zu nehmen, daß die Frau ihr eigenes weltberühmtes Buch über die Unfähigkeit zu trauern von 1967 kaum auch nur mehr nebelhaft im Kopf hat, was dessen Zentralmetapher angeht. Denn damals (S. 34 ff.) bedeutete die nachkriegsdeutsche Trauerunfähigkeit noch was ganz anderes. Na klar, Alexander hat, wie man jetzt immer häufiger hört, Margareten eben damals unterdrückt.

Weil ich schon mal dabei war, las ich dann auch gleich noch in Marion Gräfins Gedanken über die Außenpolitik von Adenauer bis Brandt herum, erfuhr, wie sie anno 45 mit dem braven Fuchs die Weserbrücke überquerte – und erwittere jetzt langsam, wie man mit Gedankenblässe vor dem Flor ostpreußischer Pflichterfüllung zu jener Spitzenjournalistin wird, in der die westdeutsche Oberstudienrätin sich heute akkurat wiedererkennt. Ja, und wenn ich dann noch gleichzeitig erhasche, daß die scheint's unsterbliche bayerisch-römische Dummnudel L. Rinser für den »hohen Rang« ihres Gesamtwerks den ausgerechnet LanggässerPreis der Stadt Alzey einfährt, dann, ja dann –

- wird's eben noch schummriger und schwummriger und schwefliger im Kopf, kein Wunder, wenn ich überschlage, was unsereins sonst so pro Monat an Kraut und Rüben zusammenliest – und dabei bin ich nicht mal Kritiker-Profi: Verdi-Boito-Briefwechsel; nochmals den »Zauberberg«, den ich immer fehlerhafter finde; erstaunlich gut ausgeschlafene Rezensionen Arno Schmidts aus den 50/60er Jahren; Michael Rutschkys elegant parlierendes Vademecum über Zeitgeist und Postmoderne – –

gleichwohl: »Dies ist ein schlechter Biiicherherbst« (M. R. Ranicki), jedenfalls im Romanfach. Das Handtuch geworfen habe ich nach je ca. 50 Seiten bei zwei DDR-Romanen, bei einem bundesdeutschen und bei einem schweizerischen. Bei einem fünften ködert der Klappentext: »Der Betrachtende – selbst Künstler – erfährt die bedingungslose Identifikation Caravaggios mit jedem seiner Themen als dem Prozeß des Schreibens verwandt« – tja nun, die Welt steht halt auf kein' Fall mehr lang, läuft aber vorher noch schreiend vor ihren eigenen Schreibprozessen davon. Ein sechstes Epos, Ortheils Dickleiber »Schwerenöter«, hätte ich mir fast angetan, schon weil die Verlagsreklame gar so schweinisch dick ihre mageren Hoffnungen darein setzte, dringlichst eine neue »Blechtrommel« aus der Nottaufe heben zu wollen; allein, gleich drei Vor-Leser rieten mir ebenso dringlichst vom Lesen ab – na bitte, was braucht's da noch meine Meinung.

Wo fast alles schlecht, bestenfalls verstörend ist, bleibt nichts anderes übrig, als sich an die alten Kameraden zu halten. Belobigt sei also in Gottes Namen Ror Wolfs Spätprosa »Mehrere Männer« (Luchterhand), an der Freude zu haben freilich und leider schwerer fällt, wenn man frühere Bücher des rühmlichen Autors nicht kennt. Nicht ganz so heikel-feinsinnig liegen die Dinge im Fall von Robert Gernhardts großartigem Gedichtband »Körper in Cafés« (Haffmans); obschon auch bei ihm die Volte von den ewigschönen »Hau«-Geschichten über den »Wörtersee« bis eben hin zu diesem jüngsten, erstmals erstaunlich konfessionistischen Iyrischen Ich mitzulesen ist. Ein frisch Fünfzigjähriger bewährt sich abermals in einem Kunstgebild der echten Art – Schmerz und Stil, R.-Ranicki hat schon wieder recht, werden pfeilgrad eins. Denn was auch wäre über unser aller innere Befindlichkeit und den objektiven Gehalt der späten 80er Jahre anderes zu sagen als dies Gedicht 'Pizzeria Europa': »Abends aber sitzen Neger / im Lokal des Italieners, / sitzen da und wählen Speisen, / die so klingen, wie sie aussehen. / Große Neger, kleine Neger / halten sich an das, was da ist, / und was da ist, das sind Speisen, / die so aussehn, wie sie schmecken. / (...) / Aber dann! Es geht ans Zahlen, / schwarze Hände, grüne Scheine. / Dunkelheit verschluckt die Gäste, / die so weggehn, wie sie kamen: / Fröhlich.«

Merke: »Alles Poetische soll rhythmisch behandelt werden« (Goethe an Schiller, 25.11. 1797).

Genau.

Kasten >Dokument: Marceli Ranicki: Erich Weinert - Ein Dichter des deutschen Volkes< auf Seite 63

Der diesjährige Nationalpreis der Deutschen Demokratischen Republik wurde einem der hervorragendsten deutschen Dichter des letzten Vierteljahrhunderts, Erich Weinert, zugesprochen. Weinert, im Jahre 1890 in Magdeburg geboren, gehört zu jener Generation deutscher Schriftsteller, deren ideologisches Bewußtsein während des Ersten Weltkrieges und in den ersten Nachkriegsjahren, in der Zeit der revolutionären Kämpfe des deutschen Proletariats, heranreifte. Schon in seiner frühesten Jugend machte Weinert, der Sohn eines Ingenieurs, Bekanntschaft mit der Arbeiterklasse, von der er sich in der Folgezeit nie mehr trennen sollte. Aus seinen tiefempfundenen Erlebnissen und Erfahrungen verstand er die richtigen Konsequenzen zu ziehen: im Jahre 1918 ist er Mitglied des revolutionären Arbeiter- und Soldatenrates. (...)

Zum Unterschied von Becher oder Brecht, Toller oder Wolf hat Weinert es nämlich verstanden, sich der Versuchung des Expressionismus zu widersetzen, der in den ersten Nachkriegsjahren so fatal auf die damals entstehende deutsche revolutionäre Dichtung einwirkte, die mehr oder weniger mit der Ideologie des kämpfenden Proletariats verbunden war. (...) Weinerts Gedichte aus der ersten Schaffensperiode sind vor allem satirische, treffend gegen das deutsche Kleinbürgertum gerichtete Werke, sind Werke, die die Verlogenheit der Bourgeoisie entlarven und anprangern. Mit elementarem Haß entkleidet er das wahre Antlitz des internationalen Kapitals. (...) Mit dem Beitritt zur Kommunistischen Partei Deutschlands – 1924 – erweitert sich der thematische Inhalt der Gedichte Weinerts, gewinnt sein Wort an agitatorischem Schwung und mobilisierender Kraft. Der Dichter wird zum unermüdlichen Chronisten des Kampfes und der Leiden der deutschen Arbeiterklasse, zum glühenden Volkstribun. (...) Im Jahre 1946 kehrte Weinert aus dem gastfreundlichen Sowjetland in die befreite Heimat zurück. (...) Sein Schaffen wird im Bewußtsein der deutschen Werktätigen, in der Geschichte der fortschrittlichen deutschen Literatur verankert bleiben. Es wird im vollsten Sinne des Wortes als eine wundervolle Seite der deutschen revolutionären Dichtkunst, der deutschen Parteidichtkunst fortbestehen.«

Marceli Ranicki {Marcel Reich-Ranicki) in der Wochenschrift des Polnischen Schriftstellerverbandes »Nowa Kultura«, Nr. 44/1952, deutsch in »Sinn und Form«, Zeitschrift der Akademie der Künste der DDR, Nr. 1/1953

Konkret 01/88, S. 64

Michel R. Lang

Wejn ajn Keleff schluf, loss ihm schlufen

Auf der Suche nach Spuren seiner Familie findet ein Jude im Hamburg des Jahres 1987: Einen Filmregisseur, Steinchen auf Gräbern, eine Deportationsliste, ein □ Judenhaus□ und darin zwei Zeitzeugen, die sich (nicht) gewaschen haben

Wajl er wird sein brojges, wajn er wacht. Zu deutsch: Weck nie schlafende Hunde. Sie könnten bissig sein. Die Freie Hansestadt Hamburg ist ein solcher Keleff. Satt und zufrieden döst der Keleff seit Ende des Zweiten Weltkrieges vor sich hin. Er hat nix gehört, nix gesehen. Der Keleff war blind und taub und abartig gleichgültig.

Daß in Hamburg einst 19.794 Juden lebten, daß die braunen Schlagetote noch am 14. Februar 1945 206 Hamburger Juden mit dem 17. und letzten Deportationszug vom Hannöverschen Bahnhof nach Theresienstadt in den Tod schickten, daß die SS bis zuletzt die Juden in »Judenhäusern« gesammelt hatte, aus denen sie sie nach Bedarf für einen neuen Transport herausholen konnten, das wollen die satten und zufriedenen Hanseaten nicht mehr wissen.

Solche »Judenhäuser« gab es damals überall in Hamburg. Eines davon in der Rappstraße, im Hamburger Kleine-Leute-Viertel Harvestehude. Die Rappstraße ist eine ruhige kleine Straße, von Arbeitern, Handwerkern, Rentnern und Studenten bewohnt. Die Mieten sind dort immer noch günstig. Diese kleine Straße würde sich nicht im geringsten von anderen kleinen Straßen in Hamburg (oder Berlin, Frankfurt oder München) unterscheiden, wenn die Gestapo (Ordnung muß sein) ihre Deportationslisten und ihre Akten über geraubtes jüdisches Gut nicht der Nachwelt hinterlassen hätte.

In diesen Listen steht es schwarz auf weiß: Vom 25. Oktober 1941 bis zum 14. Februar 1945 verschleppten die Nazis genau 100 Menschen aus der Rappstraße nach »Osten«, nach Litzmannstadt, nach Minsk, nach Riga, nach Theresienstadt, nach Auschwitz. Die Älteste unter ihnen war 80 Jahre alt, die jüngste, Bella Neumann, war 1939 geboren und wurde gemeinsam mit ihrer älteren Schwester Miriam und ihrer Mutter Fanny, einer Arbeiterin, »evakuiert«, wie die Reise in die Gaskammern im Beamtendeutsch genannt wurde.

Just in einem dieser »Judenhäuser«, in der Rappstraße Nummer 13, wurden nun Aufnahmen zu einem vierteiligen Fernsehfilm gedreht, der Ende 1988 oder Anfang 1989 im ZDF gezeigt werden soll: »Die Bertinis«, nach einem autobiographischen Roman des WDR-Journalisten Ralph Giordano, spielt in Hamburg und erzählt die Geschichte einer deutsch-italienisch-jüdischen Familie, die Ende des 19. Jahrhunderts begann und in einem Schutzkeller im zerbombten Hamburg endet. Regie führt der Filmemacher Egon Monk.

Am ersten Drehtag hielt ich mich in Hamburg auf, weil ich für eine französische Zeitung über die Geschichte der Juden in Deutschland mit den Recherchen beginnen wollte. Das Blatt hatte mich dafür engagiert, weil meine eigene Familie in Hamburg, Berlin, Frankfurt, München und Fürth gelebt hatte. Die Spur der ermordeten und weggejagten Israels, Goetz', Langs und Oppenheimers konnte ich in Frankfurt mühelos zurückverfolgen (neun Menschen, alle »im Osten verschollen«), Berlin ebenfalls (auch neun, alle emigrierten, ein Teil starb durch Selbstmord in London, die anderen überlebten Gestapo-Haft und KZ); in München und Fürth konnte ich überhaupt keine Spuren mehr ausmachen.

Blieb nur noch Hamburg. Von Verwandten in Amerika und Israel hatte ich erfahren, daß ein Teil der Hamburger Familie nach der Machtübernahme emigriert und der Rest »plötzlich verstorben« sei. Ich fuhr zum jüdischen Friedhof (in Ohlsdorf) und fand Dank der Hilfe des Wächters die Gräber meiner Angehörigen. Auf einigen Steinplatten hatten unbekannte Besucher (nach jüdischer Sitte) kleine Steinchen hinterlassen, als Zeichen des Nicht-Vergessens.

Meine Großeltern mütterlicherseits mußten 1936 vom Hamburger Hafen aus nach Palästina auswandern, nachdem ihnen im KZ Dachau ihre letzte Habe abgenommen worden war, ein »Geschenk an die bayerische SA«. Die Stelle, von der sie abgefahren waren, wollte ich sehen. Und nun hörte ich, daß Egon Monk in der Nähe des Fischmarktes mit dem Drehen beginnen wollte.

Am späten Nachmittag des 14. Septembers 1987 begann meine Reise in die Vergangenheit. Als ich am Drehort parkte, wurde gerade mit dem Bau eines Holzturmes begonnen, auf dem nicht nur Kamera und Scheinwerfer aufgestellt werden sollten, sondern auch eine nachgemachte Schiffsreling, auf die verschiedene Schauspieler hinaufsteigen sollten, um eine Abschiedsszene kurz vor Schiffabfahrt zu mimen. Wie immer bei solchen Gelegenheiten herrschte ein heilloses Durcheinander. Beleuchter, Garderobieren, Komparsen, Regieassistenten und Fotografen rempelten sich gegenseitig an, die Scheinwerfer gingen aus, gingen wieder an und etwas außerhalb stand Egon Monk, den Blick auf die Elbe gerichtet. Ich erzählte ihm, daß meine Großeltern, Fritz und Alice Goetz, vor 51 Jahren vom Hamburger Hafen aus Deutschland verlassen mußten, und eine SA-Kapelle zur Begleitung das »Horst-Wessel-Lied« schmetterte. »Ich kanns Ihnen nachfühlen«, antwortete er lakonisch. »Ich habe das ganze Elend damals selbst miterlebt. Deshalb mache ich diesen Film, die Leute müssen endlich begreifen.«

Dann drehte er sich plötzlich um. »Ruhe!«, rief die Assistentin, »Kamera, los!«. Die jungen Schauspieler, in Kledagen der Jahrhundertwende gezwängt, kletterten die Reling hinauf, die Komparsen winkten ihnen zu, eine Kalesche mit zwei

braunen Pferden stand vor der Treppe, die Scheinwerfer verwandelten die Nacht in gleißendes Tageslicht. Die Szene mußte immer wieder probiert werden, die Komparsen trippelten ein Stück vor, ein Schritt zurück, Taschentücher raus, winken, Taschentücher rein. Reisekoffer vor, Reisekoffer zurück. Dazwischen Kaffeepausen, Fachsimpeleien unter Kollegen, Tratsch, Latrinengerüchte. Dann wieder: »Ruhe!« »Kamera«. Bis drei Uhr früh. Hinter uns fuhren Freier den Autostrich am Fischmarkt ab.

Und ich mußte an die Großeltern denken, die damals keine Thermosflaschen mit heißem Kaffee serviert bekamen, nur 10 Reichsmark in der Tasche hatten, und mit der Gewißheit davonfuhren, daß sie dieses Land, ihre Heimat, nie wieder betreten würden. Haben sie auch nicht. Sie starben beide im Exil.

Einige Tage später drehte Monk einige Einstellungen in der Rappstraße, Nummer 13. Als Komparsen hatte die Produktion den Mieter der Wohnung im ersten Stock, in der gedreht wurde, engagiert. Ein etwa 80jähriger Mann, Gardemaß, graues Haar, verhärmtes Gesicht, verkniffene Mundpartie, die Züge eines Mannes, der vom Leben nichts geschenkt bekommen hat. Herr Nussbeck fiel mir auf, weil er sich nach jeder Einstellung über die Verschandelung der deutschen Sprache durch fremdländische Ausdrücke beschwerte.

Nach den Aufnahmen in der Rappstraße fuhr ich nach Berlin zurück, um eine Deportationsliste genauer durchzusehen. Darin entdeckte ich, daß in dem Haus Rappstraße 13 dreizehn Juden von den Greifern der Gestapo gesammelt und von dort deportiert worden waren. Ich beschloß, mir das Haus noch einmal anzusehen und mich mit Herrn Nussbeck über die 13 verschleppten Juden zu unterhalten. Ein Zeitzeuge, wie es so schön heißt. Herr Nussbeck öffnete sofort die Tür und hieß uns freundlich einzutreten. Eine riesige dunkle Wohnung, nach abgestandenem Fett riechend, einige Möbelstücke aus den Gründerjahren, dazu viel Tinneff aus den 50ern. Eine kleine, verrunzelte Frau im glichen Alter wie ihr Gatte, ließ rnich an einem Eßtisch Platz nehmen. Die Fotografin blieb am Fenster stehen. Ob er mir etwas über die früheren jüdischen Nachbarn erzählen könne? Über die Buchsbaums, die Hirschs, die Biebers, die Hoffmanns, die Posners und vielleicht auch ein bißchen über die Seligs? »Glauben Sie nur nicht, was man alles so erzählt, über die, die sind ja garnicht alle weggekommen. Das ist alles dummes Zeug. Die waren alle nach dem Krieg wieder hier. Ich, ich hab' was durchgemacht, nicht die. Ich mußte vier Tage vor dem Juni-Aufstand abhauen, sonst hätten mich die Russen umgelegt.« Ich versuchte gegen sein Gebrüll anzukommen, wollte wissen, was ihn denn damals so in Gefahr gebracht hätte, von den Russen »umgelegt zu werden«, aber er schwieg. Seine Frau dagegen redete wie ein Wasserfall, zuerst leise, dann immer schriller. »Die Nazis, die haben es doch von den Engländern gelernt, wie man Menschen massakriert. Die haben den Burenfrauen vergiftetes Fleisch gegeben, daran sind sie dann zu Tausenden gestorben, lassen Sie uns bloß mit dieser Feind-Propaganda in Frieden.« Auf meinen Einwand hin, daß die Briten keine Gaskammern und keine Öf en aufgestellt hätten, schoß die kleine Frau hoch, ihre Hände fuchtelten vor meinem Gesicht »Sie, seien Sie bloß still, die Gaskammern, das ging wenigstens noch schnell!« Meine Begleiterin rannte aus der Wohnung. Ich blieb noch einige Sekunden vor diesen beiden »Zeitzeugen« stehen.

Wejn ajn Keleff schluf, loss ihm schlufen...

Konkret 01/88, S. 66

Diedrich Diederichsen

Überhaufen

Der Abend, an dem Klaus Bresser ein total überflüssiges Streitgespräch zwischen Egon Bahr und Franz Josef Strauß nicht moderieren durfte und was vorher und nachher sonst noch so passierte und nicht passierte

Viele Fernsehkanäle einsehen zu können (Kabelanschluß), heißt nicht nur viele neue Menschen kennenzulernen, sondern vor allem gute, alte Bekannte immer häufiger zu treffen. Das spricht aber nicht gegen den Kabelanschluß, als Indiz für Langeweile, im Gegenteil: Es stehen für die im deutschsprachigen Fernsehen denkbaren Funktionen eh immer nur ein paar Typen pro Epoche und Woche zur Verfügung, und je besser man die kennenlernt, je tiefer man ihnen in die Seelen sehen kann, je genauer man Bescheid weiß über ihre Macken und ihr Trachten, desto mehr Spaß macht Fernsehen (wer in diesem Zusammenhang und nach diesen Erfahrungen immer noch glaubt, es mache irgendeinen Unterschied in der politischen Aussage dieses Gesamtfaselmix, wie sich die politischen Meinungen der einzelnen Beteiligten im Spektrum rechte SPD bis Löwenthal zueinander verhalten und welche Gruppierung von ihnen die Mehrheit hat... ja der glaubt halt noch an unsere Demokratie).

Zu den erstaunlichsten Erfahrungen des genauen und gewissenhaften Durchcheckens von 14 deutschsprachigen Programmen gehört die rätselhafte Ballung bestimmter Gesichter für einen Zeitraum von ein bis zwei Wochen, bevor sie wieder auseinandersprengen und/oder völlig verschwinden. Die naheliegende Erklärung, diese Figuren hätten nun einmal gerade ein neues Buch/Schallplatte/Gesetzentwurf/Goethe-Inszenierung/schön fotografierten Film/gut erzählte Geschichte neu auf dem Markt, verflüchtigt sich anhand der Beispiele, die ich jetzt nenne. Von der Reihe Ute Lemper, Marcel Reich-Ranicki, Bazon Brock, Klaus von Dohnanyi, Hans Werner Henze und Egon Bahr hat gerade mal Ute Lemper eine LP raus, die Ranicki-LP ist schon zur Buchmesse erschienen und schon damals ausführlich gewürdigt worden (»Thomas Mann und die Seinen«). Bazon hat seit mindestens einem Jahr nichts Neues, Dohnanyi immerhin einmal die Polizei nicht eingesetzt (aber qualifiziert ihn das, über Kunst zu reden: »Dem einen gefällt eben Simmel, dem anderen Arno Schmidt«?), aber warum mußte Egon Bahr Abend für Abend gegen seine Feinde antreten (und warum durfte ihm Klaus Bresser dabei nicht zur Seite stehen)?

Man hat sie alle ein Stück besser kennengelernt in der Woche ihres gehäuften Auftretens, so wie man in den nächsten 10 bis 14 Tagen ein neues Ensemble, dessen Zusammenkommen man nie für möglich gehalten und das man dem Ungeiste eines Talkshow-Verantwortlichen zugetraut hätte, aber nicht einem, die Sendepläne von 14 Anstalten metaphysisch vernetzenden Zeitzufallsystem, liebgewonnen und sich an ihm sattgesehen haben wird. So wußte man zwar, daß Ute Lemper das drittverabscheuungswürdigste Lebewesen ist, das je geboren wurde, dazu reichte seinerzeit die Doppelseite in »BamS« mit Helen Schneider und Liza Minelli, ja dazu reicht schon die Berufsangabe (»deutsches Showtalent«), jetzt aber wissen wir daß sie darüberhinaus zu den seltenen Talk-Show-Gästen gehört, die sich im Milieu so wohl fühlen, daß sie auch dann, wenn sie nicht auf Sendung sind, nicht gefragt sind und nicht bezahlt werden, so voller Showtalentslebensfreude übervoll sind, daß sie jeden anquatschen, der in ihrer Nähe sitzt (was die Kameras mit einem mildewohlwollenden kurzen Seitenschwenk gerührt vermerken. Lehre der letzten Zeit: Nur wer so etwas einfaches wie eine Titte zu verkaufen hat, macht in Talk-Shows keine peinliche Figur, sondern führt stattdessen die Moderatoren vor: Brigitte Nielsen, Samantha Fox, La Ciccolina).

Immer wieder rätselhaft, daß Brock, Henze, Reich-Ranicki und Dohnanyi keineswegs zu ihren neuen Produkten gehört wurden, sondern zu allem Möglichen, und Egon Bahr zum Frieden. So erklärt Reich-Ranicki auf Hessen drei die wahre Bedeutung einiger Böll-Romane und diskutiert in einer Satelliten-Wiederholung mit Elke Heidenreich, ob Gefängnisse kreativ machen (Sie: »Ja, vielleicht, aber doch mehr auf negative Art.« Er: »Ich danke!« Dabei ist die Antwort natürlich, daß alles und immer gleich kreativ macht, wer aber im Gefängnis sitzt, denkt an Fluchttunnel und daher sind seine Gedanken für die, die draußen sind, nicht so wichtig. Wahr ist aber auch, daß sich »Gefängnisse« eh in die Welt der Metaphern abgesetzt haben und in der wirklichen Welt nur als Anstalten für den Vollzug eines gesprochenen Rechts existieren, was natürlich viel schlimmer ist und wo gegen auch keine Kafka-Romane mehr helfen, sondern Rock'n'Roll) .

Nun ist Reich-Ranicki von allen in dieser Geschichte vorkommenden Personen die einzige, die jeden Abend im Fernsehen zu sehen mich nicht stören würde. Seine gegenwärtige Omnipräsenz ist vielleicht auf den Umstand zurückzuführen, daß man im Fernsehen sein Showtalent erkannt hat (und wenn das Fernsehen einmal etwas erkennt, ist es darüber immer so glücklich, daß es gar nicht aufhören karm, sein Glück auszuposaunen, und jedem davon erzählen muß) und vielleicht haben die Verantwortlichen sogar begriffen, daß die hundertprozentige Freude am Ranickigucken sich erst einstellt, wenn man hundertprozentig genau weiß, was er sagen wird, wenn man im Zimmer auf und abgehend mitsprechen kann...

Aber wie erklären wir dann die anderen, die sich nach ankündigenden Auftritten in anderen Kanälen (Brock im Satellitenfernsehen über das durchgeknallte Atlantisprojekt des durchgeknallten Stuttgarter Kunstmenschen Hans »Jesus« Müller: »Auf Teneriffa eine Stätte des Blabla und des Humptata schaffen. .. Keine Androhung des jüngsten Gerichts!

POSTINDUSTRIELL!!!«/Henze in einem der vielen Dritten über den traurigen Sommer und dann noch viel traurigeren Herbst nach dem Tode Paul Dessaus, der ihn schließlich dazu inspirierte, ein Musikstück zu schreiben. Also doch ! . . . Aber der Tod Paul Dessaus ist kein Gefängnis. Naja, stimmt!), plötzlich in diesen bewegten Tagen, die ansonsten ganz den erhebenden historischen Ereignissen gehörten (die aber für meinen Geschmack noch nicht genug durchfanatisiert waren), nach dem Streitgespräch Egon Bahrs mit Franz Josef Strauß, das Klaus Bresser wegen einer kritischen Äußerung über ein paar Kollegen des Bayerischen Rundfunks nicht moderieren durfte, zu einer lockeren Talk-Show über das widerliche Thema »Versteht das Volk eigentlich was von Kunst?« zusammenfanden, und das unter der knallknüppellockeren Leitung des aus dem Volke nur so herausgewachsenen Franz Xaver Kroetz?

Kann für diese Bewegungsabläufe nur noch die moderne Astronomie herangezogen werden, sind die unerklärlichen Zusammenklumpungen von Henze und Brock und Rühmkorf und Dohnanyi, redend über dieses und jenes, nichts anderes als die von unerklärlichen Schwerkraftquellen zusammengehaltenen Überhaufen, die alle mit einer unvorstellbaren Geschwindigkeit auf eine weitere Schwerkraftquelle jenseits des »Kreuz des Südens« zurasen, die man den »großen Sauger« nennt? Und warum hat keiner der Überhaufenteilnehmer über dasselbe geredet wie in den vorangegangenen Auftritten? Wieso rasten sie unter Vorwänden und mit unvorstellbarer Geschwindigkeit durch alle Kanäle, um schließlich das Nachprogramm zu einem vollkommen überflüssigen Gespräch von Egon Bahr mit Franz Josef Strauß zu bilden, das Klaus Bresser wegen einiger sehr mutiger, kritischer Äußerungen, aber das sagte ich ja schon...

Brock also diesmal nicht über das Atlantisprojekt, sondern über die Forschungen seiner Frau Karla Fohrbeck (IST BEWIESEN!!! LESEN SIE NACH! FOHRBECK!!!), Henze darüber, wie deprimierend es ist, für die Kunst betteln zu gehen, was er aber, wie man deutlich merkte, nicht gesagt hätte, wenn ihn sein Münchener Spezi Kroetz nicht dazu gezwungen hätte und Michael Krüger, der andere Moderator, immerzu gerufen hätte: AUSGEGRENZT! Warum? WARUM ! ! ! AUS-GE-GRENZT! ! ! ! !DIE MODERNE MUSIK!!!!IST!!!!AUSGEGRENZT!!!!. Brock hatte einen richtigen Gedanken, nämlich, daß die sogenannte Unverständlichkeit von Kunst/Literatur etc. eine Erfindung der Existenzangst der Vermittlungsberufe (Lehrer, Journalisten, Politiker) sei und nicht des sogenannten Volkes, und hatte damit exakt einen Gedanken mehr als alle anderen Anwesenden. Dietl: »Sie! HEY SIE! HERR PROFESSOR! ! ! Theorisiern's net! Sagn's was Sie meinen! HERR PROFESSOR! ! !« Kroetz: »Also Rezeption, also Rezeption, das ist wieder so ein Fremdwort....« Köstlich. Dohnanyi: »Also manche mögen Simmel, andere Arno Schmidt.« Frau: »DAS BAUERNTHEATER! !« Andre Frau: »DIE PHANTASIE! TAGE SIND PERLEN AUF EINER PERLENKETTE!« Erste Frau: »DAS BAUERNTHEATER« . Zweite Frau: »DIE PHANTASIE«. Brock: »IST ALLES ERWIESEN, Hier bei Fohrbeck!« Dietl: »Theorisiern's net, HERR PROFESSOR!« Krüger: »AUSGEGRENZT«. Dohnanyi: »Sagen wir 70 Millionen«. Rühmkorff: »Die Lyriker haben es noch schwerer«! Krüger: »AUSGEGRENZT!!«

Damit meinte er auch und gerade Klaus Bresser, der mit seiner mutigen Bemerkung mein Weltbild auseinandernehmen wollte, daß der einzige Mensch im deutschen Fernsehen, der eine andere Meinung hat als alle anderen Gerhard Löwenthal ist (aber das nicht geschafft hat) und nun aus der Welt der Egon Bahr-Streitgespräche brutal ausgegrenzt wurde, wo Egon Bahr Abend für Abend einen Feind nach dem anderen die Lanze rechtschaffener Ostpolitik-Credibility in den Rachen rammte. Hier konnte Bresser nun nicht als treuer Schildknappe sich mit freuen, wie erst Strauß und dann Wörner über die Klinge sprangen. Ich finde: die Union hat allen Grund, sich zu beschweren. Wird Bahr als Gegner aufgefahren, ist ohnehin klar, daß nur um einen moralischen Sieg gespielt wird und da ist der unschlagbar, er wird sich weder dem überfallartig-zynischen Idioten-Gestammel Straußens beugen, das ja aus komplett unerfindlichen Gründen immer noch für intelligent gehalten wird, das ist ja eines der langlebigsten linken Klischees: der Strauß, der ist zwar ein Faschist, aber unheimlich intelligent, noch wird ihn das extrem leichte Spiel, das er mit der ungeschützt offen zur Schau getragenen Arschlöchigkeit Wörners hat, aus der Ruhe bringen, er wird seine Runden ziehen durch sein moralisches Paralleluniversum, unangezogen und unirritiert von geheimnisvollen Schwerkräften, 365 Tage sind bei ihm noch ein Jahr und die Erde dreht sich um die Sonne. Daß aber das ganze System mit unwahrscheinlicher Geschwindigkeit auf den großen Sauger zurast, jenseits vom Kreuz des Südens, das will wieder kein Mensch gewußt haben.

Konkret 01/88, S. 68

Dietrich Kuhlbrodt

Triumph des Willens II

Der deutsche Jungfilm findet auf seine alten Tage den Anschluß an die Vergangenheit; Werner Herzog an Leni Riefenstahl. "Cobra Verde" - ein Film von deutscher Herrenart

Die pure Willenskraft, die aus Kinskis blauen Augen blitzt, bändigt den aufsässigen Negersklaven, der sich der öffentlichen Auspeitschung entziehen möchte. Gehorsam wendet der Delinquent sich um, und nun kann die Strafprozedur ohne weitere Widerstandshandlung vollzogen werden. – Cobra Verde, der zufällig des Wegs gekommen war, hat Partei ergriffen: gegen den Wehrlosen und Entrechteten und für den Ausbeuter und Plantagenbesitzer. Das war in hohem Grade zweckmäßig. Prompt wird Cobra Verde belohnt: mit dem Job eines Sklavenaufsehers, denn ein Herrenmensch erkennt den anderen. Und da Cobra Verde gar nicht Cobra Verde ist, sondern niemand anders als der Klaus Kinski, der hinwiederum nichts anderes darstellen kann denn sich selbst, ruht den lieben langen Film hindurch der Herrenmenschen-Blick auf der damals so hoch im Kurs stehenden Menschenware. Damit es gleich von Anfang an klar ist, hat Regisseur Werner Herzog dem Augenpaar des weißen Mannes eine Nahaufnahme gegönnt. Die Neger kommen dagegen als Masse ins Bild, – als meßbare Größe.

Dafür braucht man Totalen, und dann: antreten und abzählen. Jawollja, melde gehorsamst, 750 Amazonen stehen bereit.

Das gibt die allerschönste Appellästhetik: Massenornamente der dekorativen Art. Sehr flächig windet sich eine Negerkette durch den ghanaischen Busch, der Kamera scheint die Schärfentiefe verlorengegangen zu sein. Aus allzu sicherer Distanz holt der Zoom sich einen Ausschnitt – und vermittelt die Gewißheit, daß Masse Masse bleibt, und daß man den Schwarzen nicht zu nahekommt. Keiner braucht Angst zu haben, daß er sich die Finger schmutzig machen muß. Vielleicht färben sie ja doch ab, die Eingeborenen. Die Total-Einstellungen also halten die fremde Rasse auf Distanz, grade dadurch wird sie als Gattung, Ware, Menschenmaterial kalkulierbar und beherrschbar – sowohl ökonomisch wie ästhetisch.

750 Neger aneinandergekettet? Die Ware kommt aufs nächste Schiff. 750 Negerinnen militärisch ausgebildet? Die Amazoneneinheit kommt zum Einsatz. 750 StatistInnen vor der Kamera? Herzog macht damit ästhetisch mobil. Von der Bodybuilding-Show bis zur Leistungsschau der Kampfsportgruppen werden immer und immer wieder Massenrituale zelebriert. Neger auf dem Marsch zur Verladerampe: eine Freude, das zu sehen; die prächtigen Leiber sind mit Öl eingerieben oder mindestens mit Wasser bestäubt, die Muskeln schwellen, mein Gott was für bodies. Und die Brüste der Amazonen! Da langt die Kamera kräftig hin und mag gar nicht mehr loslassen. Jei, so haben sich Opa und Uropa früher die Fotos aus dem Urwald angeguckt, weils dann erlaubt war, sich ganz offen, studienhalber und ästhetischerweise, dran aufzugeilen.

Herrenmenschen und Alte-HerrenWitze. Kinski, 60 Jahre alt, greift sich während der Aufnahmen ein Negerweib, hält es von hinten an den Ellbogen und schiebt es dem Standfotografen zu, Brust raus, mein Kind, ist das ein Souvenirfoto! Die Szene fehlt leider im Film, wurde aber in einem flankierenden Begleit- und Publicity-Film zu »Cobra Verde« neulich im Fernsehen gesendet. Hat da der Kinski eine Freude dran, sträubt sie sich doch, die Wilde! Also den Griff noch fester, oder lieber doch die nächste. Also sehen wir den Zugriff des deutschen Stars noch mal. Wehe wird das Foto nichts. Kinski guckt drohend ins Objektiv.

Herzog brauchte durchaus Gewalt, um sein Massenszenario bewältigen zu können, zum Beispiel »acht Karateleute, um die Afrikanerinnen ein bißchen im Zaun zu halten«. Und: »Wir mußten auf die Frauen einschlagen, um den Druck abzuschwächen«. Abenteuerlich, echt. Der Begleitfilm (Steff Grubers »Herzog in Afrika«) ist der wahre, der bessere. – In »Cobra Verde« sieht das anders aus. Da lassen sich die Amazonen den Söldner Kinski gefallen, wie er brüllend, schreiend und schnauzend mit ihnen exerziert. Yeah! »I wanna be your drill instructor!« Denn zur Mobilmachungsästhetik gehört es, daß individuelle Gewalt nicht geschieht. Der Film ist auf dem Stand der Masseneuphorien von 1914. Oder 1934. »Die Massenszenarien auf den Appellplätzen des Dritten Reichs sind regelrecht zum politischen Markenzeichen des deutschen Faschismus als Ästhetisierung von Politik geworden«, schreibt Martin Loiperdinger in seinem neuen Buch »Rituale der Mobilmachung« über den Parteitagsfilm »Triumph des Willens« von Leni Riefenstahl. Es empfiehlt sich, das Buch (erschienen bei Leske + Budrich in Leverkusen) wegen seiner unvermuteten Aktualität zu lesen. Die politische Kulturforschung bringt es an den Tag, daß Filme wie »Cobra Verde« in einer ganz anderen Tradition stehen, als bisher gemutmaßt. War man bisher davon ausgegangen, daß unsere fortschrittlichen Filmemacher daran arbeiten, über die Lücke, die der Faschismus gerissen hat, zurück den Anschluß an die ästhetischen Errungenschaften der Weimarer Zeit zu gewinnen, so entdecken wir heute mit Bestürzung, daß unsere guten Freunde dabei sind, ästhetisches Kapital aus der Lücken-Zeit zu schlagen.

Lieber Werner Herzog, Du hast – eine Generation danach – den »Triumph des Willens II« gemacht. Die Riefenstahl wird möglicherweise damit nicht einverstanden sein, denn in wessen Vollmacht vertreibt Herzog seinen Film, da sie doch 1934 für den Reichsparteitagsfilm als Sonderbevollmächtigte der Reichsleitung der NSDAP eingesetzt gewesen war. Außerdem wird es immer schwieriger, »Triumph des Willens I« zu sehen, weil sie als notorische Prozeßgretel mißliebige

Aufführungen verhindert. So zuletzt im Münchner Filmmuseum. Dort brachte sie damit auch einen Vortrag von Martin Loiperdinger zu Fall. Sie sollte sich ihre juristischen Strategien jedoch noch einmal überlegen. Denn Objekt der aktuellen Kulturforschung ist sie nur einerseits. Auf der anderen Seite ist sie offenbar zur Traditionsfigur des Jungen Deutschen Films aufgestiegen. Endlich. Und wir müssen uns neu besinnen, wer Freund ist und wer Feind.

Herzog, der sich die Sache der Außenseiter, der Entrechteten und Ausgebeuteten zu seiner gemacht hatte – zuletzt die Sache der Aborigines in »Wo die grünen Ameisen träumen«, – er gibt in »Cobra Verde« Parolen aus wie: »Sklaverei ist eine Eigenschaft des menschlichen Herzens«, und damit stellt sich die bange Frage, was eigentlich Gegenstand seines ersten, bald zwanzig Jahre alten, von kaum einem gesehenen Dokumentarfilms »Die fliegenden Ärzte von Ostafrika« gewesen sein mag.

Das 1987 nach Westafrika eingeflogene Filmteam hat es sich jedenfalls zur Aufgabe gemacht, den Negern beizubringen, was faschistische Ordnung ist, bzw. den Amazonen die Hammelbeine geradezuzichen: Wieder geht es um den Kult, um die Zeremonien und Rituale einer Privatarmee. Waren es auf dem Parteitag 1934 SA und SS, so marschiert 1987 die paramilitärische Truppe des Söldners Kinski auf: die 750 Frau starke Einheit der Amazonen. Ebenso wie bei der Riefenstahl ist Aufstellung, Linie, Dekor und Ornament Inhalt der ästhetischen Veranstaltung. Die Geschichte von Cobra Verde ist ganz in den Hintergrund getreten. Der dramatische Ablauf ist ebenso versiegt wie die Logik eines Gedankens. Es gibt nichts nachzuvollziehen, das die Freiheit von Zustimmung oder Ablehnung ließe. Es gibt nur noch affirmative Meditation und harmonische Einbindung in eine Gemeinschaft, die keine Gegensätze kennt, kein Wenn und kein Aber.

Ich weiß es, alle Vergleiche hinken, also auch dieser. Zum Beispiel hört man keine Marschmusik, sondern Popol Vuh, heutzutage eindeutig stabilisierender. Vor allem aber ist am Riefenstahl-Vergleich falsch, daß er die entscheidende Weiterentwicklung durch den Herzog-Film unterschlägt. Denn während im »Triumph des Willens I« die Aufmarschrituale Selbstdarstellungsszenario und Eigenstilisierung waren, ist die Amazonenästhetik in »Cobra Verde« Ideologieimport aus Herzogs Heimat. Und harte Arbeit war es, den Negern zu sagen, wo's lang geht. Gisela Storch mußte sich die Kostüme einfallen lassen, und ein Italiener namens Benito mußte die Negerinnen angeblich monatelang drillen. Das entsprach mitnichten den Bedürfnissen der Betroffenen.

Im Fernsehfilm über die Dreharbeit erfahren wir, daß es 50 Grad heiß war und den Komparsen der Sinn des Films verborgen geblieben war. Sie spielten für die Europäer. Für Geld . Und mußten das mit gewerkschaftlichen Mitteln erstreiken. – Umso infamer ist die Ausbeutung dieser Menschen durch den Film. Mit Kinskis Euro-Blick gesehen, erscheinen sie ebenso herabgewürdigt und verkrüppelt, wie die wahren Krüppel, die in Herzogs Film wie die Tiere herumlaufen, aus sicherer Distanz verfolgt von der Zoom-Kamera. Sich seinen Spaß machen mit Gesinde, Pack und Bettel: Herrenart.

Konkret 01/88, S. 74

Hermann L. Gremli□ a

Gremli□ as e□ press

Während ich mich zeitweilig als Linker ausgegeben habe und nun an meine Ursprünge zurückkehre, schreitet der Revolutionär unbeirrt fürbaß:

Erstes Deutsches Fernsehen/ARD, Sonntag, 3. Januar 1988:

Und macht Euch die Erde untertan...

Eine Andacht mit Günter Wallraff / Aufzeichnung aus dem Großmünster Zürich. Musik: Teile aus »Die Schöpfung« von Joseph Haydn.

Das Existentielle wird immer existenzieller, das Unverwechselbare unverwechselbarer. (Auch im Falle der Schöpfung war's übrigens ein anderer.)

Im Zweiten Deutschen Fernsehen/ZDF aber läuft ein Film, den die Schwestern Sibylle Plogstedt und Sabine Zurmühl (vor fernen Zeiten, so zirka vor fünf Jahren, Herausgeberinnen des feministischen Kampfblattes »Courage«) gedreht haben:

Allein gegen Sex-Tourismus/Die Arbeit der Nonne Lea Ackermann in Mombasa/Kenia. Fünf ehemalige Prostituierte berichten über ihre Erfahrungen und die Hilfe, die sie durch die deutsche Nonne Lea Ackermann bekamen. Sie entwickelte ein Projekt, das den Frauen Ausbildungs- und Berufsmöglichkeiten bietet □ als Setretärinnen oder Näherinnen.

Das ist aber schön, daß die Firma Adler demnächst auch ganz unten in Kenia ausgebildete Näherinnen finden wird. Noch schöner, daß im Staatsfernsehen des zweitgrößten Koloniallandes zwei Feministinnen die Bekehrung schwarzer Prostituierter zu Lohnarbeit und einem fremden Aberglauben feiern.

Hildegard Hamm-Brücher, die große alte Dame des deutschen Liberalismus, weist ihrer Partei den Weg:

Liberale sollten nicht polizeistaatlicher reagieren, als es der Polizei selbst zweckmäßig erscheint.

Liberal heißt nämlich: nicht dümmer sein, als es die Polizei erlaubt.

Dem Morgenrot entgegen schreitet auch die Geschäftsführerin der Sozialdemokratischen Partei, Anke Fuchs:

Die SPD könnte in ihren Reihen noch mehr bunte Typen und unbequeme Querdenker gebrauchen.

Auf der Suche nach dem revolutionären Subjekt kann man nicht radikal genug vorgehen. Und wer sich einen bunten Typen oder gar einen unbequemen Querdenker nennen läßt, wird die ruhige Führung der Geschäfte gewiß nicht behindern – anders als der schlichte Denker Karl M., der deshalb auch der Fuchs und dem Gansel gestohlen bleiben kann.

Eine Meldung des Landesdienstes Nord der DPA:

Mit Entsetzen registrierten viele Beobachter einen Antrag des CDU-Kreisverbandes Pinneberg. Sein Wortlaut: »Aus gegebenem Anlaß stellen wir hiermit den Antrag, daß auf dem nächsten Parteitag beschlossen wird, das Pressegesetz von Land und/ oder Bund wie folgt zu ändern: Wer vorsätzlich oder fahrlässig falsche Meldungen in die Welt setzt, unverhältnismäßig aufbauscht und/oder verbreitet, kann bestraft werden mit: 1. Haftstrafe bis zu zwei Jahren; 2. einer Geldstrafe bis zu 50.000 Mark; 3. Entziehung des Presseausweises. Vorgesetzte haften für ihre Mitarbeiter; 4. Gegendarstellungen sind auf der Titelseite, auffallend gebracht, zu placieren.«

Ich habe mir geschworen, für die Dauer von acht Wochen von einer lieben Übung abzulassen und Fahrern mit dem amtlichen Kennzeichen PI nicht den Vogel zu zeigen: Es könnte ein Kreisdelegierter der Pinneberger CDU sein.

Friedrich Karl Fromme, die Liebe zum starken Staat und die Psychopathologie des täglichen Lebens:

Die Hafenstraße-Usurpatoren, denen der Senat weit und weich entgegenkommt, sind nicht bereit...

Wet dream auf Seite 1.

Der Fernsehredakteur Eberhard Piltz auf der Suche nach einem plastischen Bild:

Hier mußten die Politiker über den Schatten ihrer Militärs springen.

Er wollte sagen, es sei schwer gewesen, aber schwer ist es nur, über den eigenen Schatten zu springen, nämlich unmöglich. Über den Schatten anderer, auch der fettesten Generäle, kommt man als Politiker etwa so leicht, wie als Goofy in die Tagesthemen.

In der BRD gibt es zwar keinen Militarismus, das wird Ihnen Manfred Wörner gerne bestätigen, aber eine Rubrik "Briefe an 'Die Welt´":

Das Offenlegen der Mängel in der Puppe durch Brigadegeneral Carstens darf nicht nur zum Ändern der Truppenausbildung führen, sondern muß eine Reform der Führungsstruktur bewirken. Erst dann, wenn Truppenführer und Kommandeure ihre Aufträge wieder in dem Geist auszuführen gelernt haben, wie er seit Friedrich dem Großen überliefert ist, wenn in den Einheiten wieder »Korpsgeist« herrscht, wenn der »Spieß« wieder die »Mutter der Kompanie« ist, wenn jeder Soldat den andern aus eigenem Antrieb in der Beherrschung der Waffe usw. übertrumpfen möchte, wenn Pflichten □ und seien sie von noch so großer Härte begleitet! □ freudig erfüllt werden, dann wird man wieder von »Kriegstüchtigkeit« sprechen können.

W. Gohrisch, Oberst a.D.

Dann, Herr Oberst, wird man nicht nur wieder von »Kriegstüchtigkeit« sprechen können, sondern dann geht's drei Silben kürzer ab. Damit Sie ggf. Orientierung nicht verlieren: Suchen Sie dann nicht nach dem Wegweiser »Stalingrad«; die Bolschewiken haben das Kaff umbenannt, extra um Sie reinzulegen!

Man würde ihnen ja glauben, daß hinter jeder Straßenecke eine neue Epoche beginnt und jede Woche zwei bis drei historische Augenblicke bringt, durch die sich alles wendet, wenn die Verkünder nicht von allem unberührt dieselben Trottel blieben über die Dezennien. Zum Beispiel der Theo:

Nichts fällt den Menschen schwerer als die Vorstellung, daß die Dinge sich ändern können, gar: daß sie sich zum Besseren wenden mögen. Sie neigen dazu, Augenblicks-Konstellationen Ewigkeitswert zuzuschreiben. Aber wenn die Geschichte eines lehrt, so die Einsicht, die Heraklit in zwei Worte gekleidet hat: »Alles fließt«. Wandel ist die einzige Konstante.

Abgesehen bloß von jener anderen, die ihren Ausdruck darin findet, daß die Heraklit zugeschriebenen Worte seit zwanzig Jahren im Leitartikel der »Zeit« auf der Stelle plätschern – eine Konstellation, die nichts zu der Hoffnung beiträgt, daß die Dinge sich ändern, gar: daß sie sich zum Besseren wenden können. Wenn auch die Jahre vergehn, wenn auch die Spur'n verwehn, wenn auch die »Zeit« verrinnt, wir bleiben so wie wir sind. Das ist die Wahrheit – nicht von Heraklit, sondern von Alexander dem Großen, Vorname: Peter.

Was kann ich dafür, wie die Leute heißen und wo sie wohnen? Ein Wolfgang Wirsig aus Mönchengladbach (dort muß ein Nest von Kohlköpfen sein) schreibt an die »FAZ«:

Als aus Schlesien stammender engagierter Grüner habe ich den Beitrag von Bernd Erich Heptner mit Genugtuung gelesen. Die offizielle Billigung von »Wroclaw« statt »Breslau« ist entsprechend den Urteilen des Bundesverfassungsgerichtes nicht nur nicht verfassungskonform, sie stellt auch eine Beleidigung von Millionen deutscher Vertriebener dar.

Bitte, was heißt Wirsig auf Polnisch? Denn jetzt könnt' ich das Wort grade dringend brauchen:

Grune Politik insonderheit zielt letztlich

zwar nicht auf den Sender Gleiwitz, doch

auf ein »Europa der Regionen«, kann aber keinesfalls die Intention haben, eine dümmliche nationalistische Attitüde, wie sie in dem polnischen Wort »Wroclaw« zum Ausdruck kommt, zu akzeptieren,

sondern muß klug internationalistisch den Polacken beibiegen, wie sie ihre Stadt bis zu jenem Zeitpunkt zu nennen haben, an dem die Herren Wolfgang Wirsig und Bernd Erich Heptner Wroclaw heim ins» Europa der Regionen« holen.